Ex Libr:Ios:Ant:Imhof de
Spielberg Coll:Ecc:S:Petri
Præp:et S:Maurit:Dec:A.V.

B

D 24.

Phil.
518

# Bruchstücke

aus dem Gebiete

der Philosophie, der Moral

und

der Politik.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

von

Büschel.

Erstes Bändchen.

Leipzig,

bei J. G. Büschels Wittwe.

1789.

# Vorrede.

Was ich meinen Lesern über nachfolgende Aufsätze zu sagen habe, wird nur sehr wenig seyn — vielleicht überschlägt man auch dies Wenige, weil es als Vorrede angekündigt ist — eine Rubrik, unter welcher man alles schreiben kann, nur das nicht, was man wünscht, daß es möchte gelesen werden. — Man nehme diese Aufsätze ja nicht für mehr an, als wofür ich sie ausgebe — nicht für tiefsinnige Speculationen eines Philosophen, sondern für Ideen, — für Gedanken eines Weltbürgers, der sich schmeichelt einer von denen zu seyn, die durch den Schleier der Vor-

urtheile hindurch schauen, und herzlich wünscht ihn ganz zerrissen zu sehen. Den Werth derselben kann ich nicht bestimmen, meine Absicht dabei war gut. Hab' ich vielleicht nicht alles geleistet, was der Titel zu versprechen scheint, so werd' ich in dem zweiten Bändchen diesem Vorwurf auszuweichen suchen. Darüber glaub' ich mich nicht entschuldigen zu dürfen, daß ich das, was mir Wahrheit dünkte — nicht was ich als Wahrheit irgend einem Erdensohn aufzudringen mich unterfange — durch Beispiele erläuterte. Ich wollte nicht Romane schreiben. Hätt' ich das gewollt, so wird man mir hoffentlich zugeben, daß ich in den ersten beiden Aufsätzen Stoff genug gehabt hätte, Romane von einigen ziemlich starken Bänden zu liefern, und am Ende hätte man

doch

doch nicht mehr darin gefunden als was man in diesen wenigen Bogen findet. — Die dritte Abhandlung enthält nichts neues, sondern bloße unbezweifelte Facta aus der Geschichte. Es ist sehr gefährlich, über diese Materie etwas zu schreiben was man nicht gleich mit Beweisen belegen kann. Und auch dann ist man noch nicht ganz sicher. Diejenigen, die von der Blindheit andrer sich nähren, lieben es nicht, wenn man gewisse Saiten berührt. Zwar geschieht das jetzt sehr oft, aber wer kann für die Folgen dieser Gährung stehen? Der Esprit de Corps, der bei einem gewissen Stande herrscht, kann den Gegnern desselben sehr fürchterlich werden.

Bei dieser Gelegenheit noch einige Worte. — Ich schrieb einst einen — Roman

will ich's nennen. — Es reut mich nicht, aber ich wünschte jetzt, ihn größtentheils umschmelzen zu können. Nur wenige konnten ihn zum Theil, und keine lebendige Seele konnte ihn ganz verstehen. Vielleicht war dies eine von den Ursachen warum das Ding gefiel. Es erhielt einige sehr schmeichelhafte Recensionen in der allgemeinen deutschen Bibliothek und in andern Journalen. Niemand wußte daß ich der Verfasser war. Man fragte, man forschte. Und wie mußt' ich in meinem Herzen lachen, da ich sah daß einige Herren, die gern dafür angesehen seyn wollten daß sie es geschrieben hätten, zwar nicht geradezu, aber doch auf eine ziemlich begreifliche Art, zu verstehen gaben, man würde sich nicht sehr irren, wenn man sie für die Schöpfer dieses Werkchens hielt. Ich schwieg, denn warum sollt' ich

Je-

Jemanden eine im eigentlichsten Verstande so unschuldige Freude verderben? Nach der Zeit hat man es gerade umgekehrt und mir die Ehre erzeigt mich für den Verfasser gewisser Schriften zu halten, ohne einen andern Grund dazu zu haben als etwa weil ich einst in einer müßigen Stunde eine flüchtige, dem Inhalt jener Schriften ähnliche Phantasie entwarf und sie einigen meiner Freunde im Manuscript zeigte — denn gedruckt ist sie nie worden. Ich verbitte mir also inskünftige dergleichen Anschuldigungen, denn der Regel nach muß ich doch wohl am besten wissen, was ich geschrieben habe oder nicht. Die Bosheit hat sich sogar dieser leeren Muthmasung bedient um mir schaden zu wollen, indem sie sie zur Gewißheit zu machen sich bemüht hat — ich habe diese Ränke sehr leicht entdeckt und der Schimpf

fällt auf die Urheber zurück. Auch soll es mich freuen, mit Bosheit und Einfalt, so wie mit Fanatismus und Aberglauben in einem ewigen Kriege zu leben.

Leipzig, im September 1788.

Der Verfasser.

# Inhalt.

I. Das Bewußtsein unschuldig zu leiden, gewährt es Beruhigung — oder ist's der Weg zur Verzweiflung? Seite 1

II. Der Forscher nach Freiheit. 118

III. Intoleranz — Religionshaß — Fanatismus — Pfaffenwut — Inquisition. 155

Das

# Das Bewußtsein unschuldig zu leiden, gewährt es Beruhigung — oder ist's der Weg zur Verzweiflung?

Ist Gefühl der Unschuld Trost im Leiden? bietet Vernunft und Religion uns hinreichende Gründe zur Beruhigung — zur Duldung alles dessen, was Menschen über Menschen vermögen? Kann das Bewußtsein, nicht den entferntesten Antheil an einer That gehabt zu haben, um deren willen ein Richter — ein Mensch — begränzt wie jeder seiner Brüder — kein Herzenskündiger — noch mehr gefesselt durch des Gesetzes Bande — den Schuldlosen dem Schwerdte des Henkers übergiebt — kann dies Bewußtsein den von seinem Gewissen gerechtfertigten Mann muthig machen, die Züchtigung zu dulden, die er so wenig verdiente? Wie? Oder ist der Bösewicht mehr zu beklagen, der um begangner Verbrechen willen büßt — der den Rä-

cher von fern sah der seiner harrte — der das Ziel kannte, dem er entgegeneilte? — Ist's auch nicht völlig wahr, so kann man doch annehmen, daß seine Strafe die Menschheit wieder mit ihm versöhnt. — Verbrechen, Strafe — hier ist Gleichheit — Unschuld, Strafe — dies ist ein Misklang in den sonst so reinen Akkorden der Natur — eine Kluft, die kein Wesen auszufüllen vermag. —

Hier ist nicht die Rede davon, ob die Hinrichtung eines Calas und mehrerer Unglücklichen nicht Glieder in der unveränderlichen Kette der Begebenheiten waren, die der Herr der Welten ordnete — die man nicht herausreißen konnte, ohne das Ganze zu zernichten — ob diese scheinbare Ungerechtigkeit nicht zum Besten von Millionen Geschöpfen beitrug — alle ihrem Urheber so theuer, wie jene bedauernswürdigen Schlachtopfer — Unsre Augen sind zu blöd, die feinen, die oft so tief verborgnen Triebfedern zu erkennen, welche die große Maschine lenken — dem weisen Künstler allein kömmt nichts unerwartet, aber er ist nicht verbunden, uns Rechenschaft von dem zu geben, was er that, noch warum er's that. Oft, wo wir Zerstörung wähnen, baut er — wir bewundern

dern seine Größe, wo wir zittern sollten. Aus den Ruinen einer versunkenen Stadt blühen unermeßliche Wohlthaten für zahllose Geschlechter, und aus dem Innern eines prachtvollen Palasts gehn Blitze hervor, die rund umher alles was Odem schöpft in Asche verwandeln. — Ein Rad greift in das andere — die Ordnung ist unveränderlich — der Zeiger an der großen Uhr geht immer richtig, ertönt unser Ohr von einem nicht erwarteten Schlage, scheint es uns, als ob alle Federn sprängen — es ist nicht so, — denn hinter das große Blatt sah noch kein menschliches Aug'. — Von dem allen ist hier nicht die Rede, sondern von dem Individuo — von dem Einzelnen, der bestimmt war als ein schuldloses Opfer zu bluten — zu bluten ohne daß er wissen konnte, welch eine Fülle von Segen er vielleicht durch seinen Tod, durch seine Leiden, über eine unzählige Menge seiner Mitbrüder ausgoß. Märtyrer für Freunde, für Vaterland, auch für die Menschheit überhaupt zu werden — der Gedank' ist genug, einen edlen Mann zu beruhigen — Größe der Seele, und das Opfer ist gebracht. Aber es wäre Herabwürdigung des Menschen, thörichte Gleich-

gültigkeit, zu fordern, daß ein Mann, blos mit dem Bewußtsein seiner Unschuld gewaffnet, sich freudig dahingeben sollte, ohne zu wissen für wen, und zu welchem Nutzen für das Ganze. Und das konnte Calas, das konnte der, dessen Geschichte ich erzählen will, und tausend andre mit ihm doch wahrlich nicht wissen. — Wenn die Pest blühende Provinzen verheert und Leichen auf Leichen häuft, wenn ein Erdbeben Städte zerstört und in ihnen Tausende verschlingt, wenn der Blitzstrahl eine glückliche Familie in einem Nu tödtet — dann müssen wir dulden und schweigen, denn wer that dies? Wenn aber Menschen als Menschen strafen, wo sie nicht sollten, dann ist es doch wohl erlaubt zu murren und sich gegen sie aufzulehnen — denn, man sage was man wolle — Unschuldig leiden empört die Natur.

* * *

Leopold Stern war der einzige Sohn eines ziemlich begüterten Amtmanns im B . . schen. Seine Erziehung war sehr gut. Unter den Augen seines Vaters, eines sehr vernünftigen Mannes,

wuchs Leopold zum Jüngling heran. Seine Züge entwickelten sich — die Natur hatte ihn sehr vortheilhaft gebildet — und eine große Seele bewohnte diesen schönen Körper. Er übertraf die Erwartungen aller seiner Lehrer. Sein Geistesblick war durchdringend, sein Genie allumfassend, und — was man so selten mit diesem vereint findet — seine Urtheilskraft richtig. Der Schwung seiner Phantasie war etwas romantisch, schwebte bisweilen in überirdischen Sphären, doch nicht so sehr, nicht so häufig, um ihn vergessen zu lassen, was um ihn her, was er selbst war. Es lohnt sich oft genug der Mühe, der Einbildungskraft freien Lauf zu lassen, wo der Zirkel zu eng ist, der uns umschließt — und dies ist er fast immer in unsern frühern Jahren. Wir träumen uns dann in Lagen, die meist Traum bleiben — bisweilen realisirt werden, aber in diesem Moment auch ihre schimmernden Farben verlieren. Dasein zu genießen, nützen was der gegenwärtige Augenblick uns darbietet, Früchte zu sammeln wenn sie reifen, und nicht auf den künftigen Herbst zu warten, ist unstreitig weit zuträglicher, weit nährender für Geist und Herz, als mit seinen Ideen in einer Romanenwelt umherzuschweifen, die ein

erhitztes Dichtergehirn uns schuf, und die, gleich den Farben des Regenbogens, schimmert, aber nur zu bald verschwindet. — Leopold überließ sich nur dann seiner Phantasie, wenn er eben nichts bessers zu thun fand. Die Kenntnisse, die er sich erwarb, ließen bald seine Jahre weit hinter sich zurück. Seine Talente waren außerordentlich — er konnte fast alles was er wollte. Die Leidenschaft, die jäh vor allen andern in ihm emporkeimte, war Ehrgeiz. Kein Wunder! Man schmeichelte ihm, bewunderte ihn. Das Ziel, das er sich vorsetzte zu erreichen, schwebte nur noch fern und dunkel vor ihm — mehr Bekanntschaft mit der Welt und den Menschen vermochte allein ein helleres Licht darüber zu verbreiten — doch setzte er sich vor es zu erreichen. Was er werden wollte, wußt' er eigentlich selbst noch nicht; daß es aber etwas Großes sei, was noch keimend in ihm lag, fühlt' er, und fühlt' es mit Freuden. Und wirklich, hatte je die Natur einen Menschen zu großen Zwecken bestimmt, so war es dieser — Bildung, Kenntnisse, Fähigkeit alles zu unternehmen und unbezwingbarer Muth es auszuführen, ein Geist der über Welten flog und Nahrung in Sphären suchte, die der Ewige menschlichen Augen entzog, und der in dem

näch-

nächsten Augenblick wieder zu sich selbst zurückkehrte, zu dem was er seyn konnte und durfte, und über keine seiner überirdischen Chimären das kleinste seiner Geschäfte versäumte, das ihn zur Betriebsamkeit aufforderte — und endlich ein Herz, so offen und warm, so edel und gefühlvoll, so ganz rein von allem, womit das Laster die Menschheit erniedrigt — Eigenschaften von der Hand des Allmächtigen selbst gestempelt, um ihrem Besitzer ein glänzendes Loos zu versichern. Und was war sein Loos? Der Gegenstand zu seyn, den alle Pfeile des Unglücks trafen — der bedaurenswürdige Sterbliche zu seyn, der in dem Rade des Schicksals, wo für ihn eine Million Treffer waren, gerade die einzige Null griff.

Sein Ehrgeiz erhielt Nahrung, theils durch die immer steigende Kenntniß seiner selbst, theils durch die ihm häufig ertheilten Lobsprüche. Er spornte alle seine Kräfte an, um sie zu verdienen. — Als er vierzehn Jahr alt war, starb sein letzter Hauslehrer, ein Mann dem er die größte Dankbarkeit schuldig war — Leopold versagte sie ihm nicht — er verehrte ihn bis an seinen Tod, und die Erinnerung an ihn und seine Lehren stärkten ihn noch lange nachher in seinem letzten Kampfe.

Er empfing den Segen von seinen sterbenden Lippen und drückte ihm die Augen zu. Sein Scheiden aus dieser Welt war für Leopolden sehr lehrreich. Der weise Mann hatte ihm stets Gleichgültigkeit gegen den Tod beizubringen gesucht — eine Materie, die wohl selten ein Lehrer mit seinem jungen hofnungsvollen Zögling abhandeln — woran noch seltner der letzte Geschmack finden wird. Leopold that es — der Gedanke den Tod verachten zu können, war Nahrung für seine Schwärmerei — Seneca ward sein Lieblingsautor. Und als er sah, wie sein Lehrer starb, wie er ohne das kleinste Symptom von Furcht seiner letzten Stunde entgegenblickte, wie er so willig, so ganz ohne Widerstreben den großen Schritt in die unbekannte Region that, von woher keine Rückkehr verstattet ist, kurz, wie er in der Ausübung keine seiner Lehren verleugnete — dann war es einer seiner größten Wünsche, einst auch so zu sterben.

Er kam nun auf eine öffentliche Schule. Es war sein erster Ausflug aus dem väterlichen Hause — ein wichtiger Schritt für jeden Jüngling, von dem sehr oft das ganze Glück oder Unglück seines künftigen Lebens abhängt. Er ist unerfahren, macht gefährliche Bekanntschaften, das Laster

zeigt sich ihm in einer neuen Gestalt — jede Neuheit, ist reizend — und eh' er es selbst wahrnimmt, sieht er sich tief in dessen Schlingen verstrickt — er ist lenksam und wird eine Beute seiner schadenfrohen Mitschüler, die, einst unschuldig wie er, nun aber schon längst und tief gefallen, keinen neben sich dulden können, der besser ist als sie. Will er schlechterdings nicht in ihren Ton stimmen, dann wird er verspottet, verlacht, gekränkt, er darf sich nicht in ihren Zirkeln blicken lassen, und so wird er schüchtern und blöd, verliert das Zutrauen zu sich selbst, dies edle Zutrauen, das so oft der einzige Trieb zu großen Unternehmungen ist, und größtentheils begleitet ihn diese Schüchternheit durch sein ganzes Leben, und seine größten Hoffnungen scheitern an dieser Klippe. — Leopold strauchelte nicht auf dieser gefährlichen Bahn. Ohne sich mit dem, was man eigentlich Laster nennen kann, zu besudeln, pflog er Umgang mit den Lasterhaften. Eine höchst seltne Ausnahme von der Regel mag dies immer seyn — hier fand sie statt — und dies war eine desto größere Ehre für unsern Leopold. Kleine Ausschweifungen, Neckereien, jugendliche Thorheiten kommen hier nicht in Betrachtung. Er war Zeit seines Lebens nie ein Heiliger, aber

 auch

auch nie ein Bösewicht. Seine gute Erziehung, seine früh eingesognen Grundsätze, sein Stolz, seine Gewohnheit sich mit sich selbst zu beschäftigen — dies war es, was ihn auf der Schule für den Fall sicherte. Er hatte nie Langeweile, brauchte also seine Gefährten nie aufzusuchen, um ihm diesen Dämon verscheuchen zu helfen. Auf der andern Seite floh er nie aus ihren Kreisen, so bunt es auch bisweilen da herging, um in der Einsamkeit seines Abscheues dagegen sich zu entledigen — er blieb rein, auch mitten unter den Unreinen. Er besaß überdies das, was der Franzose air imposant nennt, eine Mine, die den Verwegensten und denen die es wagen wollten, ihn zum Gegenstand eines muthwilligen Scherzes zu machen, Ehrerbietung einflößte — er scheuchte sie damit zurück und lud sie den Augenblick darauf wieder zu sich ein, durch das gefällige Lächeln eines Hofmanns, mit dem er einem Supplikanten die fehlgeschlagne Erwartung verkündigt und ihn mit der Hoffnung auf ein weit einträglicheres Amt von sich läßt, und das er so ganz in seiner Gewalt hatte. Sein guter Ton, seine Art sich zu kleiden und zu tragen, die ihm schon damals den Zutritt in die größten Zirkel würde zuwege gebracht haben, wenn er

mehr als ein Schüler gewesen wäre, und durch welche er unter allen seines Standes hervorragte, trug auch nicht wenig dazu bei, daß ihn diejenigen liebten und schätzten, denen er sich nicht gleich stellen wollte. Vielen andern diente er zum Muster.

Seine Kenntnisse wurden während seines dreijährigen Aufenthalts auf der Schule zwar sehr vermehrt, aber es waren nicht sowohl die eigentlichen Lehrstunden, denen er dies zu danken hatte, als vielmehr den besten Schriftstellern aller Nationen, die er in den Freistunden las, und durch welche er seinen Geschmack bildete. Sein Charakter erhielt auch immer mehr Festigkeit durch den Umgang mit Leuten, die so verschieden in ihrer Denkungsart und in ihren Handlungen waren.

Er hätte längst die Akademie beziehen können, man hielt ihn für zu jung. In seinem siebzehnten Jahre geschah es. Er fing an mit vielem Eifer die Rechte zu studiren, vernachläßigte nichts, was nur einigen Bezug darauf hatte, und vervollkommte sich zugleich in allen den Wissenschaften und körperlichen Uebungen, in denen er bereits einen so guten Grund gelegt hatte.

Der Hauptzweck seines Studirens war, einst in keiner gemeinen Sphäre zu glänzen. Er las und hörte mit Entzücken, wenn ein Minister irgend eines großen Fürsten einen merkwürdigen politischen Streich unternommen und ausgeführt hatte, wenn ein Gesandter einen wichtigen Tractat geschlossen oder ein Geschäft zu Stande gebracht hatte, das Krieg oder Frieden entschied, das Glück oder Unglück ganzer Nationen bestimmte. Er dachte sich mit Entzücken an die Stelle dessen, der die Augen vieler Tausende auf sich zog, der mit einem Wink, mit einem Federzug ganze Reiche in den blühendsten Zustand versetzen oder sie dem Verderben Preiß geben konnte. Nicht als ob er den thörichten Wahn genährt hätte, einst selbst Minister oder Gesandter zu werden — seine bürgerliche Geburt schloß ihn von diesen Hofnungen aus — aber er wußte aus der Geschichte aller Zeiten, daß, so wie ein Fürst sehr oft nur seinen Namen zu dem leiht, was in seinem Lande geschieht, der Minister aber, der sich seines Vertrauens bemächtigen konnte, eigentlich herrscht, dieser letzte wieder gemeiniglich von seinem Günstling, seinem Secretair oder dergleichen wie an einem Gängelbande geleitet wird. Er wußte ferner, daß es

sehr

sehr selten der Graf von***, der Baron von***, der Ritter von *** ist, die als Gesandte an auswärtigen Höfen die großen Dinge thun, mit welchen die Zeitungen angefüllt sind, sondern ihre Gesandtschaftssecretairs, welche von der Lage der Sachen weit besser unterrichtet sind — daß jene nur mit ihren zwanzigtausend Thalern jährlicher Einkünfte ihrem Hofe Ehre machen sollen, diese ihnen aber mitgegeben werden, um die Geschäfte zu besorgen und Sr. Excellenz mit Rath und That an die Hand zu gehen, weil sonst der Fall eintreten möchte, daß Dieselben nicht wüßten, wie Sie sich bey manchen Gelegenheiten auf eine erträgliche Art benehmen sollten. — Diese Stellen hatten in Leopolds Augen den größten Reiz, sie waren es wonach er rang, und sie einst würdig zu bekleiden, war sein heißester Wunsch. Die Geheimnisse der Kabinetter dünkten ihm heilig und ehrwürdig. Selbst die Kabale, die unheilstiftende Gottheit, die ihre Altäre zunächst an den Thronen der Fürsten hat, betrachtete er mit Ehrfurcht. Sein Ehrgeiz flammte seine Neigung noch mehr an — der Trieb die hohe Staffel zu erreichen, wo er sein Glück zu finden wähnte, ward immer heftiger — man denke, ob sein Fleiß im mindesten nachließ.

Unter

Unter einer großen Menge Bekannter und guter Freunde, die jeder Musensohn auf der Akademie, so bald er nur will, finden kann, und die auch Leopold fand, erwarb er sich einen Freund, im eigentlichen Verstande des Worts. Nie fanden sich zwei gleichgestimmtere Seelen zusammen als diese. Braunsfeld und Stern waren Landsleute, ihre Geburtsörter waren nur sechs Meilen von einander entfernt, sie waren beide zu gleicher Zeit auf die Akademie gekommen, wo sie bald Bekanntschaft mit einander machten und dann das engste Bündniß schlossen. Sie besuchten beide dieselben Hörsäle, dieselben Belustigungsörter, wohnten in Einem Hause, man sah selten einen ohne den andern, sie theilten sich ihre geheimsten Gedanken mit, und ihre Herzen schlugen brüderlich für einander. Braunsfeld stand seinem Freunde nicht sowohl an Talenten als an Kenntnissen in etwas nach — er hatte nicht gleiche Vortheile der Erziehung mit ihm genossen — dafür waren seine Glücksumstände weit besser — er war der Sohn eines reichen Banquiers. Beide waren gleich liebenswürdig von Person und gleich edel in ihrem Betragen.

Stern hatte ein Jahr studirt, als er die Nachricht erhielt, daß sein Vater plötzlich gestorben sei. Sie schlug ihn danieder, und die innigste Theilnehmung, die stärksten Trostgründe seines Freundes waren kaum vermögend ihn zu beruhigen. Er schien es zu ahnden, daß dies die Losung zu den schrecklichen Schicksalen sei, die ihn in der Folge treffen sollten. Seine Mutter war schon in seiner zarten Kindheit gestorben, und ein Onkel erhielt die Vormundschaft über ihn. Da er die Summen, die ihm ausgesetzt waren, stets richtig erhielt, so hegte er keinen Zweifel, daß sein Vermögen pflichtmäßig verwaltet würde. Bis zu seiner Volljährigkeit blieb er auf der Akademie, dann ging er nach seinem Geburtsort, begleitet von den rühmlichsten Zeugnissen seiner Lehrer, die er sich theils durch seinen Fleis und seine Sitten, theils durch öffentlich abgelegte Proben seiner erlangten Kenntnisse erworben hatte. Seine Absicht war, die väterliche Verlassenschaft zu übernehmen und dann in die Residenz zu gehen, um die Laufbahn anzutreten, zu welcher alle seine Wünsche gerichtet waren.

Die Ankunft bei seinem Onkel setzte diesen in nicht geringe Bestürzung. Er glaubte seinen Mün-

del nicht so bald zu sehen, und dieser merkte sehr deutlich, daß er eben kein willkommner Gast sei. Um daher seinen Besuch so viel möglich abzukürzen, entdeckte er die Ursache desselben und bat um die Uebergabe seines Vermögens. Aber dies war es eben, wofür man sich scheute. Sterns Vormund war immer für einen reichen Mann gehalten worden — er war es nicht. Als Eigenthümer einer großen Fabrik machte er zwar ansehnliche Geschäfte; allein seine Wirthschaft war im Innern zerrüttet. Er hatte viel Kinder, und diese, nebst seiner Frau, die allen Ausschweifungen des Luxus ergeben war, kosteten ihm ungeheure Summen. Kein Mensch muthmaßte etwas von seinen schlechten Umständen, und doch war er im Begriff zu brechen, als Sterns Vater starb und er durch die Mündelgelder, welche man ihm ohne Bedenken anvertraute, sich auf einmal wieder in den Stand gesetzt sah, seinen Credit zu erhalten. Mit der Ehrlichkeit konnte dies Benehmen freilich nicht bestehen; wenn man aber bedenkt, wie schwer es einem wohlhabenden, über dieses thätigen, in seinen Geschäften unermüdeten Manne werden muß, öffentlich zu bekennen, daß er ein Bettler geworden sei; wenn man bedenkt, daß

er

er unverschuldet in dieses Unglück gerathen war, und doch diejenigen nicht anklagen konnte, die ihn hineingestürzt hatten — eine geliebte Gattin, Kinder, denen er mehr noch, als alles was sie ihm bereits kosteten, denen er sein Leben würde aufgeopfert haben — und überdies die Hofnung erwägt, die den Unglücklichen selbst am Rande des Verderbens nie verläßt, und welche diesem immer mit bessern Zeiten, großem Reichthum und dem Ersatz alles dessen schmeichelte, was er seinem Neffen jetzt entwandte, so ist er einigermaßen zu entschuldigen. Doch von dem Augenblick an, als er diese Untreue begangen hatte, nagte ein geheimer Wurm an seinem Herzen, bittere Vorwürfe beunruhigten ihn unaufhörlich, sein Gewissen klagte ihn an, er ward nie wieder froh. Je näher der Zeitpunkt kam, wo er seine Schuld nicht mehr verheimlichen konnte, je schwermüthiger ward er. Die glücklichen Zufälle, denen er täglich entgegen sah, blieben aus, kein Mittel zur Rettung war ihm mehr übrig. Nun war der Augenblick da wo er Rechnung von seinem Haushalten ablegen sollte, und sein innerer Gram wuchs zur Verzweiflung. —

Zwei Tage nach der Ankunft seines Mündels nahm er ihn mit sich allein auf sein Zimmer. „Du verlangst Dein Vermögen,“ sprach er, „Deine Forderung ist billig und gerecht — es betrift die Verlassenschaft Deines Vaters; Du wirst und mußt sie erhalten, daran ist kein Zweifel, die Folgen für mich mögen so schrecklich seyn als sie wollen.“ —

„Warum schrecklich, mein lieber Onkel?“

„Ich bin nicht vorbereitet, hatte mich in Deinem Alter verrechnet — ein Kaufmann steckt oft viel in Spekulationen — freilich, hätt' ich Zeit“ —

„Wie lange, lieber Onkel? Ich will Sie just nicht in Verlegenheit setzen, zumal da mir meine Gelder in Ihren Händen sicher genug sind.“

„Sicher, Leopold, sicher? Wer sagte Dir das? Der allgemeine Ruf, nicht wahr? Aber der trügt leider nur zu oft. — Wozu sollt' ich mich länger verstellen? Ich mag Dich nicht mehr täuschen, meine Schande nicht noch durch Unwahrheiten vermehren — Leopold — ich bin ein unglücklicher, ohne Rettung verlohrner Mann.“

„Ist das möglich?“

„Es wäre schon längst ruchtbar geworden — Dein Vermögen hat mir noch auf einige Zeit hinge-

geholfen — ach! es war eine traurige Frist — sie kostete mich meine Ruhe, mein Gewissen hat mich auf die Folter gespannt — ich hielt den Schlag auf, nun trift er mich desto schrecklicher."

„Gott! Meine Plane — meine Aussichten. — So ist denn alles verlohren?"

„Für Dich nichts oder sehr wenig — Mündelgelder gehn allen andern vor. — Aber ich bin ein Bettler — und das wär' immer noch das wenigste — ich wollte gern ums Taglohn arbeiten, wer wird aber Zutrauen, wer wird Mitleid mit einem Betrüger haben? denn das bin ich vor den Augen der ganzen Welt — meine Gläubiger bekommen nichts. Man wird mich verabscheuen, bis ins Grab wird mich die Schande verfolgen. Und das alles ist nicht genug — Hunger und Blöße wollt' ich dulden, aber meine Frau — meine Kinder — Gott im Himmel!"

„Halten Sie ein liebster Onkel — ich will nicht der Mann seyn, der Sie zu Grunde richtet — kann mein Vermögen Sie retten, so haben Sie nichts verlohren. Ich tret' es Ihnen ab und ich habe von jetzt an nichts mehr an Ihnen zu fordern."

„Edler Jüngling! — Deine Großmuth, wenn ich auch von ihr Gebrauch machen wollte, findet

hier nicht statt — Ich muß die Vormundschaftsrechnung vor Gericht ablegen, die Gelder herbeischaffen oder durch Dokumente darthun, wo sie versichert stehen — Beides kann ich nicht; ich habe nichts zu thun, als mich in meiner ganzen Blöße darzustellen, alles abzutreten, was ich ohnedies nicht mehr mein nennen kann, und werde mich noch glücklich preisen können, wenn es zureicht Dich zu befriedigen und man mich nicht als einen Verbrecher, als einen vorsätzlichen Betrüger dem Arm der Gerechtigkeit überliefert." —

„Das alles soll nicht geschehen — durch mich wenigstens nicht. Ich gehe in die Gerichte, erkläre daß ich mit Ihrer geführten Vormundschaft völlig zufrieden bin, alles in Ordnung gefunden und mein Vermögen in Empfang genommen habe. Mir muß man glauben. Ich gebe Ihnen dann eine Generalquittung und die Sache ist vorbei."

„Leopold, Leopold! Das ist zu viel." — Er stürzte an seine Brust. — „Ich möchte für Scham in die Erde sinken — Nein, ich kann das nicht — der Tod wird meinen Leiden bald ein Ende machen — ich werde dann nichts mehr brauchen — Du hingegen bedarfst zu Deinem Fortkommen noch viel."

„Sor=

„Sorgen Sie für mich nicht. Es sollte mir leid thun, wenn ich bei dem Bau meines künftigen Glücks mein Vermögen allein zum Grundstein gelegt hätte — ich weiß wie schwach dieser oft ist. Dafür hab' ich mir Kenntnisse gesammelt, die mir hoffentlich bald Wucher bringen werden. Freilich, ändern muß ich meinen Plan. Schwingen kann ich mich nun nicht auf die Höhe, wohin ich strebe, aber dafür wird mir's auch einst wohl thun, wenn ich sie mühsam erstiegen und doch erreicht habe. — Ich gehe kein Haar breit von dem ab, was ich gesagt habe — Sie müssen sich meiner Hülfe bedienen."

„Danken kann ich Dir nicht — Deine Handlung ist zu groß, ich bin zu tief gerührt, als daß ich Worte finden könnte. Ich sollte Dein Anerbieten nicht annehmen, und bei dem Allmächtigen! ich würd' es nicht wenn mich der Schlag allein träf — wenn meine Frau und Kinder, meine unglückliche Familie" —

„Nicht um Ihnen den geringsten Vorwurf zu machen, liebster Onkel, wartlich nicht! — Aber fast bin ich überzeugt, eben diese Ihnen so theuren Personen misbrauchen Ihre Güte." —

„Du kannst Recht haben — ich fühl' es nur zu sehr, Du hast Recht, aber werd' erst Gatte und Vater, mit einem Herzen wie das meinige, dann sprich mein Urtheil." —

„Vortreflicher Mann, ich wollt' Ihnen nicht weh thun. — Nur noch Ein Wort und dann ewiges Stillschweigen über den ganzen Vorgang — Brauchen Sie künftig mehr Vorsicht — Es würde mich aufs schmerzlichste betrüben Sie wieder am Rande des Abgrunds zu sehen, ohne Ihnen die Hand bieten zu können."

„Das will ich — ich will Deinem Rath folgen und wenn es mich auch noch so viel kostete. Lange genug hab' ich Nachsicht gehabt — meine Familie soll sich einschränken oder meinen Zorn empfinden. — Nimm diesen Beutel mit tausend Thalern, Du kannst Dir wenigstens auf einige Zeit damit helfen. Wenn meine Hofnungen, die mich so lange getäuscht haben, einst erfüllt werden sollten, dann erstatt' ich Dir alles."

„Liebster Onkel, wenn Sie diese Summe nöthiger brauchen, wenn Sie im geringsten dadurch in Verlegenheit gesetzt werden" —

„Nein Leopold, das kann ich Dir geben aber auch mehr nicht — nimm es — es ist ja ein so gerin-

ringer Theil von dem, was Du mit Recht fordern könntest." —

So endigte sich diese Scene. Leopolds vortrefliches Herz zeigt sich hier zu sehr, als daß man sie hätte unterdrücken sollen. — Braunsfeld hatte mit ihm zugleich absolvirt, und war jetzt bei seinem Vater. Sie hatten mit einander verabredet, daß Stern nach Vollendung seiner Geschäfte ihn daselbst abholen sollte, um dann mit einander nach der Residenz zu reisen, weil Braunsfeld sich dort ebenfalls um ein Amt bewerben wollte. Einige Tage nach der Unterredung mit seinem Onkel und nachdem er alles in Richtigkeit gebracht hatte, reisete Stern zu seinem Freund. Ihr Entzücken sich wieder zu sehn war unbeschreiblich, sie umarmten einander auf das feurigste — So lange waren sie noch nie getrennt gewesen und sie schmeckten die Wonne der Wiedervereinigung stärker als zwei Liebende. Braunsfelds Eltern waren über ihre Freundschaft entzückt und thaten alles um dem Gast ihres Sohnes den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen. — Er und Stern waren viel zu vertraut, als daß sie den kleinsten Gedanken für einander hätten geheim halten sollen. Jeder wußte, daß ein Geheimniß, seinem Freunde anvertraut, bei

der Brust desselben so sicher war, als in seiner eignen. Sie hätten sich sogar ein Verbrechen daraus gemacht, einander das geringste zu verheimlichen. Man darf es daher keinem Mangel an Delicatesse zuschreiben, daß Stern seinem Freunde den Vorfall bei seinem Onkel entdeckte, dessen traurige Lage und seine eigne erzählte. Es geschah gleich den andern Abend nach seiner Ankunft, da sie allein auf ihrem gemeinschaftlichen Schlafzimmer waren.

„Und nun," fuhr Stern fort, „siehst Du wohl, daß dieser Zufall eine gewaltige Aenderung in meinem System und in meinen Aussichten macht. Ich glaubte mich Besitzer eines beträchtlichen Vermögens und bin fast auf nichts herabgesetzt. Der Aufenthalt in der Residenz verursacht Kosten, ich werde also nicht dahin gehen, wenigstens mich nicht daselbst aufhalten. Ich will glauben es sei nicht meine Bestimmung gewesen, und eine kleinere Laufbahn für mich wählen — vielleicht glückt es mir, mich darin so hervorzuthun, daß man mich auch in einer größern für brauchbar hält und mich dahin ruft."

„Ich bedaure Deinen Verlust," erwiederte Braunsfeld, „aber noch seh' ich nicht ab, in wie fern

fern das eine Aenderung in Deinen Vorsätzen bewirken soll. Bin ich denn auch arm geworden? — oder sollt ich Dein Zutrauen verlohren haben? Ja, dann wär' ich's wirklich und weit beklagenswürdiger als Du jetzt bist. Haben wir nicht schon oft mit einander getheilt, wenn einer von uns kein guter Wirth gewesen und der Wechsel noch nicht da war? Oder ist vielleicht ein elender Haufen Gold mehr werth als unsre Herzen, die wir längst gemein hatten? Glaube mir, ich will brüderlich mit Dir theilen, so lang ich noch einen Heller habe. Es würde mich sehr kränken, wenn Du nur einen Augenblick anders von mir gedacht hättest. — Weigern wirst Du Dich doch wohl nicht — Das hieß mir Deine Freundschaft aufkündigen, und womit hätt' ich das verdient?

„Aber bedenke doch — Du bist nicht Dein eigner Herr, hast noch einen Vater" —

„Der reich ist und mich liebt — Laß mich nur sorgen. — Mein Vater will mich nicht einschränken und bis ich eine Bedienung habe mir jährlich so viel geben, als ich verlange. Du weißt, ich bin kein Verschwender und wir werden beide gemächlich leben können."

Ihre Freundschaft war zu innig und rein, als daß Braunsfeld durch dies Anerbieten sich im geringsten über seinen lieben Stern erhaben geglaubt hätte, und diesem letzten kam es gar nicht in den Sinn, es als eine Wohlthat zu betrachten. Er würde in dem entgegengesetzten Falle das nemliche für jenen gethan haben. Es blieb also bei ihrem vorigen Entschluß, sich von nun an nicht wieder zu trennen.

Sie reißten mit einander in die Residenz, wohnten in Einem Haus, speißten an Einem Tisch und hatten einerlei Berufsgeschäfte. Sie erhielten Zutritt in die Kanzlei eines wichtigen Departements, zwar ohne Gehalt, aber dies kümmerte sie jetzt nicht. Beide zeichneten sich durch Eifer und unermüdeten Fleis in ihren Ausarbeitungen aus, Stern aber noch besonders durch einen gewissen Schwung der Ideen, durch eine ihm eigne Behandlungsart der Gegenstände, und durch einen eleganten Styl, der freilich manchem im Staube der Acten grau gewordenem Rath nicht behagte, dafür aber den Beifall aller Männer erhielt, die das Joch des Vorurtheils abgeschüttelt hatten. Er ließ einige wichtige Aufsätze drucken, die von seinen

nen

zten Kenntnissen zeugten und ihn als einen jungen Mann von Verdiensten bekannt machten.

Nach und nach ward der Zirkel ihrer Bekanntschaften größer. Man zog sie in verschiedne Gesellschaften, theils aus Eigennutz, weil man sich aus der Figur die sie spielten einen großen Begriff von ihrem Vermögen machte, theils weil sie liebenswürdig, angenehm im Umgang und dabei ohne alle Prätension und Geckenhaftigkeit waren. Braunsfeld war mehr für das Geräusch der großen Welt als Stern. Dieser überließ sich oft mehr aus Gefälligkeit für seinen Freund, der nicht gern ohne ihn seyn wollte, den Zerstreuungen, als aus Neigung. Wenn er es vermeiden konnte, blieb er auf seinem Zimmer, schrieb, studirte und machte sich zu seiner künftigen Bestimmung geschickt. —

Braunsfeld lernte auf einem Ball ein Mädchen kennen, die Tochter eines Hofraths, welche ihn, der ohnedies ein für die Liebe sehr empfängliches Herz hatte, auf das stärkste fesselte. Das erste was er that, war, seinem Freunde diese schnell entstandne Neigung zu entdecken und ihm seine Schöne mit Farben, auf deren glückliche Mischung sich blos ein Liebhaber versteht, zu schildern. Stern wünschte ihm Glück und lächelte

insgeheim, weil er nicht zweifelte, diese plötzlich aufgeloderte Flamme eben so geschwind wieder verlöschen zu sehen. Er irrte sich. Täglich erfuhr er aus seines Freundes Munde die Fortschritte, die er in seiner Liebe that. Er drang immer darauf, daß er ihn zu seiner Geliebten begleiten sollte, um sein Urtheil über sie zu hören, auch weil ihm jedes Glück ohne die Theilnahme seines Freundes unvollkommen dünkte. Stern lehnte es jedesmal ab. Er wollte seine Bekanntschaften nicht vermehren, war zu sehr in seinen Geschäften vertieft, und es schien ihm nichts fader und langweiliger, als die Person eines Zuschauers bei einem zärtlichen Pärchen, worin er auch ohne Zweifel Recht hatte. Braunsfeld beging zu dieser Zeit alle Thorheiten, die Verliebte zu begehen pflegen und die jeder Unbefangne mit Mitleid ansieht. Stern aber that mehr. Er lieh sein Ohr sehr gefällig seinem Freunde, ward nicht ungeduldig, wenn ihm dieser Dinge erzählte und verliebte Tiraden vordeclamirte, die er längst auswendig wußte, weil er sie schon tausendmal von ihm gehört hatte. Er nahm Antheil an der unbedeutendsten Kleinigkeit, die Braunsfeld ihm über diesen Gegenstand mittheilte. Seine Mine verrieth nie Verdruß

oder Spott — ja er verließ sogleich seine Arbeit sobald sein Freund merken ließ, daß er gern mit ihm sprechen wollte. Dieser war, wie alle die Amors Ketten tragen, bald auf dem höchsten Gipfel seiner Glückseligkeit, wenn ihn seine Donna freundlicher als sonst angeblickt, oder ein wenig zärtlich mit ihm gesprochen hatte, bald wütend für Verzweiflung, wenn er Ursache zu haben glaubte, sich über sie zu beklagen. Er verwünschte dann sich, sein Mädchen, die Liebe, schwur, niemals wieder einen Schritt in ihr Haus zu thun, und lag eine Stunde darauf von neuem zu ihren Füßen.

Stern hatte noch nie geliebt. Eine flüchtige Neigung hatte sich einigemal, da er noch auf der Universität war, in sein Herz schleichen wollen, sie ward aber bald aus demselben verbannt. Die Gegenstände derselben waren nicht geschickt, sie dauerhaft zu machen. Er fand, daß sie nur von fern schimmerten, und in der Nähe nur sehr wenig über den großen Haufen ihrer Schwestern erhaben waren, geschweige daß sie sich zu dem hohen Ideal hätten passen sollen, das er sich von derjenigen machte, die in seinem Herzen einst herrschen sollte. Er fand noch keine, die dessen würdig war. Den schönsten Trieb der Natur, das Bedürfniß

zu lieben, empfand er zwar längst, aber sein Ehrgeiz, die Begierde sich auf einer glänzenden Bahn hervorzuthun, hielt ihn zu sehr in Schranken, als daß er zu hoch hätte auflodern sollen. Er empfand, daß wenn er einmal lieben sollte, er es mit ganzer Anhänglichkeit, aus der Fülle seines Herzens thun und daß diese Leidenschaft dann ihm im Wege stehen würde, das Ziel zu erreichen, das er sich vorgesetzt hatte. Den Segnungen der Liebe wollt' er sich überlassen, wenn sein Glück gegründet, wenigstens wenn er sicher war, es nicht zu verfehlen. Ihm dünkte es dann erst vergönnt zu seyn auf weichen Polstern zu liegen, wenn Anstrengung der Kräfte ein Recht zur Ruhe gab. Wahre Liebe schien ihm kein Sporn zu großen Unternehmungen, sondern vielmehr ein Hinderniß derselben zu seyn — und mit feilen Geschöpfen gab er sich nie, auch zum Zeitvertreib nicht ab.

So philosophirte er — wie man sieht auf eine ihm eigne Art. Was ist aber unsre ganze Philosophie gegen einen einzigen Funken der prometheischen Flamme, die unser ganzes Daseyn belebt, uns zu Göttern bildet, oder zu den elendesten aller Wesen herabschleudert? Gegen den elektrischen Schlag, der unsre Seele durchschüttert? Unsre Vorsätze sind

so lange ungültige Obligationen, bis eine höhere Hand ihr Siegel darauf gedrückt und ihre Aechtheit dadurch anerkannt hat. Was fragt die Vorsicht nach dem Plan eines der Millionen Theilchen des Staubes, den sie selbst schuf, wenn durch ihn die Bahn von tausend andern verrückt werden könnte? —

Stern ging einst in einem der schönsten Gärten der Residenz spatzieren. Es war eine Art von großem englischen Park in demselben, wo jeder der die Einsamkeit liebte immer ein Plätzchen finden konnte, wo er nicht gestört ward, so voll es auch da seyn mochte. Außer den breitern Wegen schlängelten sich unzählige schmale Steige unter den dickbelaubten Bäumen hin — hie und da waren Rasenbänke zum Ausruhen, und was das Ganze ungemein verschönerte war ein nicht allzubreiter, aber ziemlich tiefer Fluß, der in verschiednen Krümmungen den Park durchkreuzte, und über welchen in gewissen Entfernungen Stege und Brücken geschlagen waren. — Stern war in tiefen Betrachtungen verlohren, weil er eben an einer Schrift arbeitete, die den Flor seines Vaterlandes zum Gegenstand hatte, und von welcher er sich für seinen Ruhm große Vortheile versprach. Ihm

war

war es lieb so ganz ungestört zu seyn, denn er war in einer der entferntesten am wenigsten besuchten Gegenden, und außer einem weißgekleideten Frauenzimmer, mit einem Buch in der Hand, die er einigemal nicht allzuweit vor sich in den schmalen Gängen erblickte, sah er niemand. Er bekümmerte sich nicht um die Dame, hatte ihr Gesicht nicht einmal gesehn, und sie las mit so vielem Eifer, daß sie vermuthlich nicht wußte, daß noch ein menschliches Geschöpf in der Nähe war. Indem sich Stern auf eine Bank niedersetzte, war sie im Begriff unfern von ihm auf einem der schmalen Stege über den Fluß zu gehen und einen Augenblick darauf hörte er einen durchdringenden Schrei und einen Fall ins Wasser. Er eilte sogleich hinzu und fand sie mit den Fluten kämpfend und von der Gewalt des Stroms fortgerissen. Er stürzte sich sogleich hinein, und als ein vollkommner Schwimmer erreichte er sie bald, umfaßte sie, brachte sie glücklich ans Ufer — und entdeckte eine himmlische Gestalt — ein Gesicht mit allem Zauber der Schönheit übergossen — Züge, deren Reize selbst die Todesangst nicht verstellen konnte. Sie hatte noch nicht alle Besinnungskraft verlohren und durch seine Bemühungen kam sie bald

völlig wieder zu sich. Er hielt sie in seinen Armen und sie blickte ihn, noch ehe sie fähig war zu sprechen, so dankbar an, daß er sein Herz verlohren hatte, ohne mit seiner Geliebten noch ein Wort gesprochen zu haben. Die Umstände erlaubten jetzt keine lange Unterhaltung — sie waren beide durch und durch naß. Wenige, aber sehr rührende, mit Thränen begleitete Worte waren alles was sie jetzt ihrem Erretter sagen konnte. Sie bat ihn ihr einen Wagen zu besorgen, um zu einer Anverwandtin zu fahren, weil sie sich in diesem Zustand vor ihren Eltern nicht wollte sehen lassen. Er lief fort, ließ durch einen Arbeiter sogleich zwei Wagen holen und kehrte indeß zu der Schönen zurück, die für Kälte und Schrecken zitterte. Ehe sie schieden bat sie ihn sich den folgenden Tag an dem nämlichen Orte einzufinden, weil sie, wie sie sagte, begierig wäre den edeln Mann näher kennen zu lernen, dem sie ihr Leben zu danken hätte. Die Art mit der sie dieses sagte war so schön, daß er für Entzücken kaum antworten konnte und ihre Hand mit Küssen bedeckte. Die Wagen kamen an, er hob sie hinein, setzte sich in den andern und fuhr nach Hause. Sein Herz war so voll von dieser edeln That, und noch mehr von derjenigen, die

sie veranlaßt hatte, daß er sich nach dem Augenblick sehnte, wo er seinem Freunde seine Empfindungen mittheilen konnte. Für ihn allein war die Wonne zu groß. Glücklicherweise fand er ihn auf seinem Zimmer — sehr mürrisch, weil er bei der Gebieterin seines Herzens gewesen war und sie nicht angetroffen hatte. Er fiel ihm, so durchnäßt er war, um den Hals, und ehe jener noch nach dem Grund dieser jähen Freude fragen konnte, hatt' er sie ihm, zwar ziemlich verwirrt und unzusammenhängend, erzählt.

Er säumte nicht sich den Tag darauf in den Park zu verfügen — das Frauenzimmer kam bald nach ihm. So interessant ihre Unterredung für sie war, so wenig möchte sie es für diejenigen Leser seyn, die nicht fähig sind, sich in ihre Lage zu versetzen, und für die andern wäre die Mittheilung derselben überflüßig. Nicht allein Schönheit und Grazie fand Stern an der Dame, die er sich so sehr verpflichtet hatte, sondern auch einen Geist, der sie weit über den allergrößten Theil ihrer Schwestern erhob. Eine seltne Güte des Herzens leuchtete aus allem hervor was sie that und sprach. Sie kannte nicht die Affectation, noch die falsche, kindische Sprödigkeit, wodurch das

schö-

schöne Geschlecht sich auszuzeichnen sucht, und es auch wirklich, aber leider zu seinem Nachtheil thut. Offenheit, und Haß gegen alles, was Verstellung und Coquetterie heißen konnte, waren die Hauptzüge ihres Charakters. Jeden Augenblick ward ihr neuer Freund stärker von ihr gefesselt. Eine geraume Zeit hatten sie schon mit einander gesprochen, und ihre Herzen waren längst eins, eh' es ihnen beifiel nach ihren Namen zu fragen. Im ersten Rausch der Leidenschaft vergißt man solche Kleinigkeiten leicht. Endlich that sie's zuerst und er nennte sich.

„Stern!“ wiederhohlte sie sehr nachdrücklich, und schien betreten zu seyn.

„Fällt Ihnen mein Name auf? Kennen Sie mich? Haben Sie mich vielleicht sonst schon gesehen?“

„Nie — aber gehört von Ihnen.“

„Doch nichts Nachtheiliges?“ — So richtig ist die Bemerkung, daß wahre Liebe bescheiden und mißtrauisch gegen sich selbst macht: Ihm war nichts bewußt, was man ihm hätte zur Last legen können, und doch schien er bei dieser Frage zu zittern.

 „Das

„Das Gegentheil,“ erwiederte sie. „Noch mehr — Ihr Gesicht ist eine Bestätigung dessen, was ich von Ihnen hörte. Gewiß Sie sind ein edler Mann, aber“ —

„Reden Sie aus, ums Himmelswillen! Lassen Sie mich nicht in der fürchterlichsten Ungewißheit — was bedeutet dies Aber?“

„Ich wünschte wir hätten einander früher gekannt.“ —

In diesen Worten glaubte Stern sein Todesurtheil zu hören. Unwillkührlich fuhr er zusammen, faßte sich aber bald wieder, blickte ihr ins Aug und sagte: „So ist Ihr Herz nicht mehr frei?“

„Eine Frage die mir wirklich nicht leicht zu beantworten fällt, da sie von Ihnen kömmt. Doch, ich will aufrichtig seyn. — Man bewirbt sich um mich, meine Eltern sind mit der Parthie zufrieden, so wenig es ihnen einfällt mich dazu zu zwingen. Ich selbst fand nichts dagegen einzuwenden — es ist ein junger angenehmer Mann von vielen Verdiensten — allein noch hab' ich nichts zugesagt, noch bin ich von dieser Seite frei.“

Stern

Stern verstand den Sinn dieser letzten Worte ganz. Im Taumel seines Entzückens rief er aus; „Ich habe einen Engel gerettet — sollte dies ein Wink der Vorsehung seyn, mich durch diesen Engel zu belohnen?

Das Frauenzimmer drückte ihm die Hand und schwieg.

„Sagen Sie mir Theureste, wer sind Sie?“

„Erlauben Sie mir meinen Namen für jetzt noch geheim zu halten.“

„Aber warum diese Verschwiegenheit?“

„Ich habe hinlänglichen Grund dazu. Sie werden noch zeitig genug erfahren, wer ich bin. Um Sie indessen einigermaßen zufrieden zu stellen, versichre ich Sie auf das heiligste, daß es weder Ziererei ist, noch daß ich um meines eignen Vortheils willen das Licht zu scheuen nöthig hätte. Mein Ruf ist unbefleckt — Sie werden nie erröthen dürfen mir Ihre Freundschaft geschenkt zu haben, wenn Sie meinen Namen und Stand erfahren, im Fall Sie mir diese auch alsdann entziehen wollten. Dem ungeachtet bitt' ich Sie nicht weiter in mich zu dringen — noch mehr, mir zu versprechen keine Bemühungen anzuwenden mehr zu er-

fahren als ich Ihnen freiwillig sage. Ihr Wort ist mir genug. Wollen Sie mir es geben?"

„So schwer es mir auch ankömmt — ja, ich will es. Ihre Geheimnisse sind mir zu ehrwürdig, als daß ich es wagen könnte sie eher zu enthüllen, bis Sie mir die Erlaubniß dazu geben."

So weit kamen sie für diesmal. Sterns Phantasie beschäftigte sich von nun an unaufhörlich, die Bilder auszumahlen, zu welchen ihm diese Geschichte so reichlichen Stof gab. Die ganze Intrike war, selbst von ihrer Entstehung an, so wenig alltäglich, so romanhaft, daß er darin tausend Reize für seinen Geist fand — sein Herz war ohnehin gefesselt genug. Was ihm bisweilen einige Sorge verursachte, war der Gedanke, seine schöne Unbekannte möchte eine Person von hohem Rang seyn, doch war auch diese Idee viel zu schmeichelhaft für ihn, als daß er ihr nicht mit Vergnügen hätte nachhängen sollen. Je lebhafter er sie dachte, desto gewisser wurde sie ihm und endlich zweifelte er keinen Augenblick mehr, daß er das Räthsel gelößt habe. Er wiederholte ihre Worte und sie schienen ihm so deutlich, daß er sich wunderte, den Sinn derselben nicht eher getroffen zu haben. —„Sie werden nie erröthen, wenn Sie mei-

meinen Namen und Stand erfahren, mir Ihre Freundschaft geschenkt zu haben, im Fall Sie mir diese auch alsdann entziehen wollten. — So sagte sie. Freilich, zwischen Personen von zu ungleichem Stand findet Freundschaft selten oder nie statt — aber Liebe? O! bei ihr gilt weder Rang noch Ansehn — Unter ihrem allgewaltigen Scepter beugen sich Könige und Bettler, ihre sanften Bande vereinen wieder, was Vorurtheile getrennt hatten. Zwar die Convenienzen, die Verhältnisse in der wirklichen Welt, in welcher wir einmal leben, und die jede idealische Träumerei verdrängen, bleiben immer die Schranken, welche zu überschreiten uns nicht vergönnt ist — Doch wäre das reizende Geschöpf das ich anbete so sehr über mich erhaben, daß eine Verbindung zwischen uns schlechterdings unmöglich wäre, so würde sie mich nicht mit leeren Hofnungen hinhalten — sie die jeden Schein von Coquetterie haßt."

Er überließ sich diesen süßen Phantasieen und richtete sein Betragen darnach ein. So oft er mit seiner lieben Unbekannten eine Zusammenkunft hatte, welches ein oder zweimal in der Woche und stets an demselben Orte geschah, wo er sie hatte kennen lernen, begegnete er ihr mit ausgezeichne-

ter Achtung, ohne seiner Liebe darum das mindeste zu vergeben. Der Drang derselben war zu mächtig, als daß sie ihn nicht hätte hinreißen sollen, wenn er Hand in Hand mit ihr in dem einsamen Walde herumirrete oder an ihrer Seite saß. Er hätte sie ihr gestehn müssen, und wenn er in diesen Augenblicken gewiß gewußt hätte, sie sei eine Königin. Sie gingen nie an dem Orte vorbei, wo er ihr das Leben gerettet hatte — und sie ging diesen Weg gern — ohne daß sich ihr Dank erneuerte — und wenn sie auch schwieg, so sah sie ihn wenigstens mit einem durchdringenden Blick an, der ihm mehr sagte als tausend Worte. — „Was wär' ich jetzt ohne Sie?" rief sie einmal bei dieser Gelegenheit aus, und ihr Gesicht sank an seine Brust — er drückte sie fest an sich, lange blieben sie in dieser Stellung, das Uebermaas des Gefühls preßte ihnen Thränen aus.

Die Stunden die er bei ihr zubrachte, waren seine seligsten, überhaupt diese Periode die glücklichste seines sonst so freudelosen Lebens. War er von ihr entfernt, so wiederholte ihm sein treues Gedächtniß jedes ihrer Worte, jeden ihrer Blicke — er schmeckte im voraus die Wonne des Wiedersehens — So rief er das Vergangne zurück, rea-

lisirte

lisirte die Zukunft, und vervielfältigte den Genuß seiner Seligkeit. War er bei ihr, o dann schwand alles um ihn her, alle seine Empfindungen drängten sich in eine zusammen, in die Liebe zu ihr. Mit jedem mal da er sie verließ ward die Hofnung stärker in ihm, diese Liebe erwiedert zu sehn, bis er endlich nicht mehr zweifeln konnte. Er erhielt Gewißheit — das süseste Geständniß von ihren Lippen. Vielleicht hätt' er es schon längst erhalten, wenn er sie mehr bestürmt hätte, dies erlaubte aber seine Delicatesse nicht. Er wollte der Regung der Dankbarkeit nichts, der höhern Macht der Liebe alles schuldig seyn. Noch wußte er immer nicht wer seine Geliebte sei; er hätt' es leicht erfahren können, wenn er ihr nachgeschickt, sich hie und da erkundigt hätte, allein er hatte sein Wort gegeben es nicht zu thun und hielt es pünktlich. Jetzt war ihm dies auch ziemlich einerlei, genug sie war sein, und, wer sie auch seyn mochte, gewiß seiner würdig.

Die Freude theilt sich gern mit. Jeder der sich glücklich fühlt, wünscht nichts als fröliche Gesichter um sich her zu sehn. Gram und Kummer die er auf irgend einem erblickt scheint die Heiterkeit zu trüben, die in ihm herrscht, die Harmonie

zu stören, die jeder Ton in seiner Seele angiebt — Keiner der schlechtesten Züge in dem Charakter des Menschen, ein Strahl von dem großen Lichte, in welchem sein Urheber glänzt. — Stern, der jetzt so sehr glücklich war, wünschte nichts sehnlicher, als seinen Freund in gleicher Lage zu sehn — und dieser war es jetzt gerade weniger als jemals. Seine Geliebte hatte ihn seit geraumer Zeit gleichgültiger als sonst behandelt, an die Stelle ihrer Munterkeit und scherzhaften Laune war ein feierlicher Ernst getreten, dann besonders, wenn er sich von seiner Liebe mit ihr unterhalten wollte. Sie hatte ihm fast alle Hofnung benommen, zu ihrem Besitz zu gelangen. Er war bisweilen ganz außer sich über diese Begegnung, denn er liebte sie wirklich aufs innigste. Stern, der so sehr an allem Antheil nahm, was seinen Freund anging, betrübte sich nicht weniger darüber als er selbst, und er war oft genöthigt den Ergießungen seines frohen Gefühls, wenn er aus dem Park kam, mit Gewalt Einhalt zu thun, blos um Braunsfelden nicht zu kränken, so schwer es ihm ward, es in sich selbst zu verschließen. — Um wenigstens zu sehn, ob das Mädchen es werth sei, daß sein Freund so viel um ihretwillen duldete, und wenn er sie so

kän=

fände, ihr seine Leiden zu schildern und alles anzuwenden, um sie zu bessern Gesinnungen gegen denselben zu bewegen, that er ihm von selbst den Vorschlag, den er so oft von sich abgelehnt hatte, ihn zu seiner Schönen zu begleiten. Braunsfeld nahm dies mit Freuden an und sie giengen beide den folgenden Tag hin. — Das Schrecken des Frauenzimmers, Sterns Erstaunen zu schildern, als er in das Zimmer trat, wo sie eben allein war, und Braunsfeld ihr ihn als seinen Freund vorstellen wollte, ist keine Feder vermögend — Es war seine eigne Geliebte. —

Der Sturm der jetzt in seiner Seele wütete war fürchterlich. Er übersah mit Einem Blick die schrecklichen Folgen dieser äußerst sonderbaren Begebenheit — seine Geliebte verlohren, seinen Freund, wiewohl unwissend, beleidigt, diese beiden — zwei Herzen die einander so würdig waren — vielleicht auf ewig getrennt, ein unverlöschbares Feuer in dem Busen seiner Freundin und in seinem eignen entzündet, welches zu nähren nun höchst strafbar war — eine traurige Zukunft so weit sein Auge reichte. Er litt unbeschreiblich. Bis jetzt an die seligsten Empfindungen die nur belohnte Liebe gewähren kann gewöhnt, und mit Einem Schlag

Trennung von derjenigen, ohne welche er sich sein Leben nicht denken konnte — eine nicht zu überspringende Kluft zwischen ihm und ihr. Jedes fremde Wesen, das sich da hätte eindrängen wollen, würd' er vernichtet haben, aber es war sein Freund — ein unverletzbarer heiliger Titel für ihn. Die Größe seines Verlusts drückte ihn zu Boden, aber sein Heroismus siegte. Das Opfer das er der Freundschaft brachte war groß, unermeßlich groß; allein man würde seinen Charakter verläumden, wenn man sagen wollte, er wäre nur einen Augenblick in der Wahl desjenigen zweifelhaft gewesen, was er zu thun hatte. Daß er fühlte was es ihm kostete, kann man ihm doch wohl erlauben — er hätte mehr oder weniger als Mensch seyn müssen, wenn er es nicht gefühlt hätte.

„Nein," rief er aus, indem er die Hand seiner Geliebten ergriff, die mit abgewandtem Gesicht am Fenster stand und zitternd ihr Urtheil erwartete — „Nein, mein Freund hat ältere Rechte auf Sie, meine Theuerste. Ich entsage Ihnen, zwar mit blutendem Herzen, aber ich muß. Gegen das Schicksal zu kämpfen bin ich zu schwach. Einem Könige würd' ich Sie mit Verlust meines Lebens entrissen haben — diesem Manne

ne opfre ich das meinige und noch weit mehr auf."

Braunsfeld stand da, wie in einem tiefen Traum versenkt. Gleich vom ersten Augenblick an, als er die Bestürzung seiner Geliebten und seines Freundes sah, hatte er so etwas vermuthet, seine eigne Verwirrung aber war zu groß, als daß er seine Ideen hätte ordnen können — ihm schauderte vor der Entdeckung, die er hier machen würde — er hätte gewünscht ewig in dieser Ungewißheit bleiben zu dürfen. Jetzt ward er auf einmal herausgerissen, und nun konnte er die Ausbrüche seines Schmerzes nicht länger zurückhalten. Er sah nun deutlich genug die Ursach des Kaltsinns, den ihm seine Gebieterin gezeigt hatte.

„Ich bin verlohren," rief er, indem er sich auf einen Stuhl warf — „meine Ansprüche schwinden vor den Deinigen, Du hast größere — sie ist Dir das Leben schuldig."

„Mademoiselle," sagte Stern, der sich jetzt schon etwas gefaßt hatte, „ich gebe Ihnen hiermit das Versprechen zurück, das ich einst in einer süßen, mir ewig unvergeßlichen Stunde von Ihnen empfing. Ich glaubte Sie wären ganz frei, und träumte mir eine Seligkeit in Ihrem Be-

sitz

sitz — Ach! es war nur ein Traum. Auf dies Glück, das für mich zu groß war, muß ich jetzt Verzicht thun, aber es giebt noch eins auf das ich Anspruch mache, dessen ich nicht ganz unwerth zu seyn glaube — Schenken Sie mir Ihr Andenken und Ihre Freundschaft — o gewiß, ich will Ihr wärmster, innigster Freund seyn — Schenken Sie mir alles, was Sie mir gewähren können und dürfen — alles will ich mit dem heißesten Dank annehmen, nur den Rechten meines Freundes nie zu nahe treten. Und nun eine Bitte von deren Erfüllung meine künftige Ruhe abhängt. Wenn Sie mir etwas schuldig zu seyn glauben, so lassen Sie diese Bitte statt finden, und ich bin über mein Verdienst belohnt. Bringen Sie meinen Freund nicht zur Verzweiflung — schenken Sie ihm Ihr Herz wieder, das ich, ohn' es zu wissen, ihm raubte — denn warrlich, so wie ich Sie kenne ist es nicht möglich daß Sie ihn nicht sollten geliebt haben. Prüfen Sie sich selbst und Sie werden mir beistimmen. Wenn Sie diesen edeln Mann ganz kennen sollten, wenn Sie wüßten wie unaussprechlich er Sie liebt, und wie viel er litt als er sich aus Ihrem Herzen verdrängt glaubte, Sie würden keinen Augenblick Anstand

neh-

nehmen seine Neigung zu erwiedern. Er war längst der Vertraute meiner Seele und in Ihnen hab' ich mich gewiß nicht geirrt — bei Gott! Ihr seid einander würdig. Sie gewinnen bei diesem Wechsel offenbar — ich, ja ich büße ein, doch will ich meinen Verlust männlich ertragen, nur Ihre Freundschaft entziehen Sie mir nicht."

Das Mädchen zerfloß in Thränen. Braunsfeld sprang auf und fiel ihm um den Hals. „Nimm sie Bruder," rief er „ich will nicht minder großmüthig seyn als Du; aber ich darf mich dessen nicht rühmen — Sie könnte mit mir doch nicht glücklich seyn, und ein Bösewicht müßt' ich seyn, wenn ich einem Herzen wie das ihrige den kleinsten Zwang anthun wollte."

Mit diesen Worten flog er zur Thür hinaus. Stern blieb, nicht um sich seine Abwesenheit zu seinem eignen Besten zu Nutze zu machen, sondern der Fürsprecher seines armen Freundes zu seyn. Die Tugend und Seelengröße dieses seltnen Mannes strahlten hier in dem vollsten Glanze. Himmlische Beredsamkeit floß von seinen Lippen. Er gestand ihr: daß er sie ewig lieben würde, daß er aber nimmer der ihrige seyn könnte, daß sein Ent-

schluß unwiderruflich sei und beschwor sie seinen Plan zu unterstützen.

„Bei den unzähligen Quaalen, die mein Herz durchbohren," sagte er, „rauben Sie mir nicht noch meine innre Ruhe, die mich bei dem Bewußtsein meinen Freund, meinen Wohlthäter, unglücklich gemacht zu haben, ewig fliehen würde. Es wäre hart wenn Sie mich unrecht beurtheilten, mir bei dem Uebermaaß meiner Liebe für Sie eine Verminderung derselben Schuld gäben, aber ich will auch dies, ich will alles erdulden, wenn Sie nur meiner Bitte Gehör geben — Ihre Achtung — das fühl' ich — Ihre Achtung können Sie mir doch nicht versagen. Lassen Sie mich diese Thränen trocknen" —

„Grausamer!" rief sie aus, „wollen Sie mir auch diese Wohlthat rauben? Sie fließen dem Andenken unsrer Liebe."

Diese Worte erschütterten seine Standhaftigkeit. Unnennbare Gefühle bemächtigten sich seiner — Schon war er bereit sich zu ihren Füßen zu werfen, aber er blieb ein Mann.

„Warum verschwiegen Sie mir Ihre Verbindung mit meinem Freund? Warum nährten Sie meine Neigung? Sie würden sich und mir diesen

Auf-

Auftritt erspart haben, hätten Sie sie im Keim erstickt, und nie hätt' ich meine Hand gegen ein Heiligthum ausgestreckt — denn das sind Sie für mich. Beantworten Sie mir jetzt einige Fragen — Haben Sie Brautnsfelden geliebt?"

„Nein."

„Aber Sie wiesen ihn doch nicht zurück — Hätten Sie ihn geliebt wenn Sie mich nicht kennen lernten?

„Vielleicht — ja — wie kann ich das bestimmen?"

„Gewiß Sie hätten es gethan. Und nun setzen Sie sich in Ihre ehemalige Lage — ziehen Sie einen Vorhang über das was in der Zwischenzeit geschah" —

„Können Sie das?"

„Ich kann es nicht — ich will es auch nicht können. Die fernste Zukunft soll Ihr Bild nicht aus meinem Herzen vertilgen — keine Martern sollen es herausreißen. Aber die Hand des Himmels selbst hat mir Schranken gesetzt — ich kann sie nicht überschreiten. Bedenken Sie was aus mir werden würde, wenn Sie meinen Freund verschmähten — den Einzigen in der ganzen Welt vor dem ich hier zurücktrete — da ich Sie nicht die

Meinige nennen darf — wenn ein Fremder die Früchte meines schweren Kampfes einerndten sollte. Ich würd' ein Raub der Verzweiflung werden, ich würde gegen die Vorsehung murren — Sie, Sie allein können dies verhindern."

Das gute Mädchen war äußerst trostlos. Alle seine Bewegungsgründe, Liebe für seinen Freund in ihrem Herzen zu erwecken, dienten nur dazu ihre Liebe und Achtung für ihn zu vermehren. Einen solchen Mann sollte sie verlieren — ihm sollte sie entsagen, der alles in sich vereinte, was Größe der Seele und Schönheit des Körpers Anziehendes hat. Sie erzitterte bei diesem Gedanken. Seine Tugend strahlte in einem so herrlichen Lichte, daß jeder Vorwurf den sie ihm machen wollte auf ihrer Zunge erstickte. Sie hätte vor ihn niederfallen und ihn wie einen Gott anbeten können. Auch war sie wirklich weit mehr zu bedauern als er. Der Eindruck, den er vom Anfang ihrer Bekanntschaft an auf sie gemacht hatte, war zu stark, und sie besaß den Muth nicht, den nur Männer — und auch diese selten genug — haben können, der ein Widerspruch in jenem weichgeschaffnen Geschlecht seyn würde — den Muth, sich gegen ihre eignen Gefühle zu waffnen. — Um ihren Charak-

rakter von jedem Anschein der Zweideutigkeit zu retten, ist es nöthig die Ursach zu wissen, warum sie ihrem Geliebten unbekannt bleiben wollte. Braunsfeld hatte oft mit ihr von Stern gesprochen und ihr ihn mit den treusten Zügen als den Mann geschildert der er wirklich war. Im größten Drang seiner Leidenschaft vergaß er diesen nicht, und sprach, wenn sie seinen Erklärungen mit Vergnügen zuzuhören schien, mit Entzücken von seinem Glück, eine solche Geliebte und einen solchen Freund zu haben. Da ihr also Stern nach der Begebenheit im Park seinen Namen nennte, ward sie bestürzt — sie sah im Augenblick die Folgen die dies haben könnte und verschwieg daher den ihrigen — denn sie liebte ihren Erretter schon damals. Durch ihre Kälte hofte sie Braunsfelden dahin zu bringen von selbst von seinen Bewerbungen um sie abzustehn, dann erst wollte sie ihrem Stern sich entdecken und sich auf ewig mit ihm vereinigen. Ihr Plan schlug fehl — das Räthsel wurde zu früh gelößt.

Stern verließ sie, ohne weiter etwas von ihr zu erhalten als das Versprechen alles anzuwenden was sie über ihr Herz vermöchte, um seinem Verlangen Genüge zu leisten — seinem Freunde wie

vorher den Zutritt zu verstatten und ihm gefälliger zu begegnen. Ihm Hofnung zu machen die Seinige zu werden, weigerte sie sich schlechterdings. Als er zu Hause kam begann ein neuer Streit zwischen ihm und Braunsfelden. Keiner wollte dem andern an Großmuth nachstehen, aber Stern siegte. Er opferte seinem Freunde alles auf, nöthigte ihn, den Schwur von ihm anzunehmen, nie mehr an das Mädchen als an eine Geliebte zu denken, allen Aufforderungen von ihrer Seite auszuweichen und drang ihm die Zusage ab, alle seine Kräfte aufzubieten, um sich in ihren Besitz zu setzen. Die schwärmerische Idee, sich freiwillig seines künftigen Glücks begeben zu haben, verbunden mit seinem Enthusiasmus in der Freundschaft, war ihm so schmeichelhaft, daß er in kurzem seine Neigung gänzlich zu überwinden und seine verlohrne Ruhe wieder zu erlangen höfte. Diese Hofnung aber trog ihn — das Bild seiner Geliebten schwebte ihm unaufhörlich vor Augen — er verschloß seinen Gram im Herzen und litt desto heftiger. Aber er war zu noch stärkern Prüfungen aufbehalten.

Während er durch unabläßige Arbeiten seinen Empfindungen mit Gewalt Stillschweigen auflegen wollte, und Braunsfeld bei seiner Gebieterin

sich in Gunst zu setzen suchte, wozu ihn jener unaufhörlich antrieb, ward eine Secretairsstelle im geheimen Cabinet erledigt. Stern versäumte nicht sich zu melden — er hofte durch ausgebreitetere Beschäftigung um desto eher den Sieg über sich selbst zu erhalten, da dies ein Platz war nach dem er längst gestrebt hatte. Er empfahl sich dem Minister auf den es bei dieser Sache blos ankam, und mit dem er zum Glück schon bekannt war. Braunsfeld wandte ebenfalls seinen ganzen Credit an, um das Verlangen seines Freundes zu befördern und wünschte ihm im voraus Glück, weil er nicht glaubte daß ihm die Stelle entgehn könnte. Stern wartete dem Minister fleißig auf, und dieser that alles, was ein feiner Hofmann in dergleichen Fällen zu thun pflegt, ertheilte ihm große Lobsprüche, machte ihm Hofnung, versprach ihm alles — und hielt nichts. Die Zeit verstrich — mit jedem Tage glaubte Stern seinem Ziel näher zu kommen, und er war nie weiter davon entfernt gewesen als eben jetzt. Einige andre die sich auch gemeldet hatten, schwebten in der nämlichen Ungewißheit. Auf einmal erhielt Braunsfeld vom Minister den Befehl zu ihm zu kommen. Er flog dahin, weil er nicht zweifelte, daß die Sen-

dung das Gesuch seines Freundes betreffen würde. Nach einem langen Eingang von Seiten des Ministers, worinn er die große Mühe erwähnte, die er sich gegeben hätte, um ihm nützlich zu seyn, sich glücklich pries, daß es ihm endlich gelungen wäre, und ihn versicherte, daß er blos darum die Macht schätzte, die ihm der Fürst anvertraut hätte, weil sie ihm Gelegenheit gäbe, sich als einen wahren Freund seiner Freunde, und als einen Beförderer aller derer zu zeigen deren anerkannte Verdienste Belohnung heischten, übergab er ihm ein Papier und wünschte ihm Glück zu dem erlangten ehrenvollen Posten. Braunsfeld öfnete das Papier — es war die Bestallung als geheimer Cabinetssecretair für ihn selbst. Er war wie vom Donner gerührt als er seinen Namen las. Zusammenreimen konnte er dies schlechterdings nicht — er hatte sich gar nicht um die Stelle beworben, auch noch nicht von einer Seite sich gezeigt, die ihn deren würdig machte. Er glaubte es müßte ein Irthum seyn, sagte es Seiner Excellenz, und gab das Papier zurück, mit nochmaliger Bitte, auf seinen Freund in dieser Sache Rücksicht zu nehmen. Der Minister blieb aber dabei, daß es seine vollkommene Richtigkeit habe, schien ein großes Wohlbe-

hagen

hagen zu empfinden, Braunsfelden so überrascht zu haben, brach in Lobeserhebungen über seine Bescheidenheit aus, bei seinen glänzenden Vorzügen, und äußerte zugleich, Stern sei der Mann nicht, der sich zu diesem Posten schickte; er habe ihm zwar Hofnung gemacht, es würde sich aber mit der Zeit schon etwas anders finden.

„Wenn Stern nicht der Mann ist, Ihre Excellenz," erwiederte jener, „so bin ich es noch viel weniger. Ueberhaupt kann ich nicht einsehn, wie mich diese unverdiente Gnade trift. Doch würd' ich sie mit dem tiefsten Dank annehmen, wenn es nicht mein Freund wäre, dem ich dadurch seine Aussichten raubte. So wenig ich dazu beigetragen habe, würd' ich mich für einen Verräther halten, wenn ich ihn hier verdrängen wollte."

„Ich lobe Ihre zärtlichen Gesinnungen — wahrhaftig! Sie sind ein Muster unsrer jungen Herren — jedoch damit werden Sie schwerlich in der Welt fortkommen. Sie haben Romane gelesen wie es scheint, da gehn öfters dergleichen Dinge vor, aber im menschlichen Leben ist's um ein gut Theil anders. Ich lasse Ihnen Zeit, Herr Secretair, besinnen Sie sich eines bessern und kommen Sie dann wieder zu mir."

Mit diesen Worten ging der Minister in sein Cabinet und Braunsfeld eilte nach Hause. Lange war er unschlüßig, wie er seinem Freunde die Nachricht beibringen sollte — er fürchtete ihn zu betrüben. Endlich entdeckte er ihm die ganze Sache frei heraus. Stern erstaunte — er konnte den Schmerz nicht gänzlich verbergen, sich abermals in einer seiner liebsten Hofnungen getäuscht zu sehn. Doch es war sein Freund den man ihm vorzog — dieser Gedanke verdrängte bald jedes andre Gefühl in ihm, erlaubte ihm wenigstens nicht, einige Spur von Empfindlichkeit in seinem Gesicht blicken zu lassen. Er suchte Braunsfelden zu bereden, das ihm angebotene Glück nicht von sich zu stoßen und seinen Gönner durch eine abschlägige Antwort nicht zu beleidigen. Dieser war ganz andrer Meinung — er blieb dabei keinen Gebrauch von der ihm angebotnen Gnade machen zu wollen, und sich lieber der Gefahr auszusetzen, nie eine Stelle zu bekommen, als diese anzunehmen.

„Da thust Du sehr Unrecht," erwiederte Stern, „und mir wirst Du im Grunde dadurch doch keinen Dienst erzeigen, denn Du siehst ja, man will mich nicht. Man muß die Gnade der Großen nützen wenn man kann, sie sind nicht immer bei Laune uns ihr

Wohl-

Wohlwollen zu bezeigen. Das Hofleben ist überhaupt eine schlüpfrige Bahn, halte Dich an jeden Ast der Dir aufstößt, ohne auf den nächsten zu warten. Durch Deine eignen Kräfte wirst Du schwerlich fortkommen, und fällst Du einmal, dann magst Du zusehen, wie Du wieder in die Höhe kömmst, damit dürfte es etwas langsam hergehn. Du siehst's ja an mir, ich bin erst auf dem Wege dahin und gleite schon aus — wer weiß auch ob ich mich je wieder in die Gefahr begebe?"

Vielleicht sagte er dies mit einiger Bitterkeit, die jedoch auf keine Weise seinen Freund, sondern blos den glattzüngigen Minister traf — dennoch kränkte es Braunsfelden sehr ihn so sprechen zu hören. Er sann hin und her um zu ergründen, wie er zu der Gunst des Ministers gekommen seyn möchte, aber er konnte sich das schlechterdings nicht erklären. Die Sache hatte folgenden Zusammenhang: Der Minister, dessen Finanzen ziemlich zerrüttet waren, war Braunsfelds Vater schon seit geraumer Zeit eine beträchtliche Summe schuldig. Dieser hatte ihn nie daran erinnert, aus Furcht ihn zu beleidigen, und Seine Excellenz waren sehr weit davon entfernt von selbst daran zu denken. Als der junge Braunsfeld, der von dem ganzen Handel nichts

wußte, nach der Residenz reißte, hatte ihm sein Vater einen Brief an den Minister mitgegeben, und ihn dessen Protection empfohlen. Da nun die besagte Stelle erledigt wurde, sah der Minister dies als eine trefliche Gelegenheit an seine Schuld zu bezahlen, und dachte sie Braunsfelden zu, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, ob dieser dazu fähig sei oder nicht. Er wartete eine Zeitlang, in der Hofnung daß er sich dazu melden würde, aber es geschah nicht. Statt seiner that ihm, ebenfalls ganz ohne sein Wissen, ein andrer den Dienst, und schlug ihn als einen geschickten jungen Mann und als ein Subject vor, das alle erforderliche Talente zu dem vacanten Posten besäße. Dies war der Hofrath, der Vater seiner Geliebten, der ihm dadurch eine große Gefälligkeit zu erzeigen glaubte, wenn er ihm ein Amt verschafte, und ihn dadurch in den Stand setzte, seine Tochter desto eher zu heirathen, die er gern gut versorgt wissen wollte. Der Minister säumte nun keinen Augenblick, ließ das Decret ausfertigen und überreichte es Braunsfelden. Ganz wider sein Vermuthen und seine Absicht schlug es dieser aus. Er ging daher einen andern Weg und schrieb sogleich an dessen Vater, erzählte ihm, welche vortheil-

hafte

hafte Aussichten in die Zukunft er seinem Sohn zu eröfnen gesucht habe, daß er seinen ganzen Credit angewendet, um ihm einen Weg zum Glück zu bahnen, den tausend andre unter gleichen Umständen nach vieljähriger Bemühung kaum betreten dürften, kurz, daß er ihm die Stelle eines geheimen Cabinetssecretairs ausgewirkt, und ihm das Decret darüber selbst übergeben habe, welches aber sein Sohn zu seinem höchsten Erstaunen zurückgewiesen, und alles ausgeschlagen hätte. Er könne aus dem ganzen Vorgang sehen, welche freundschaftliche Gesinnungen er für sein Haus hege, und daß er keine Gelegenheit vorbeilasse, um ihm sein Attachement und seine Erkenntlichkeit für ehemals geleistete Dienste zu bezeigen. — Eigentlich hätte er schreiben sollen, daß er alles dies gethan habe, blos um ihm den Mund zu stopfen. — Zuletzt fügte er noch die Bitte hinzu, er möchte suchen seinen Sohn auf bessere und vernünftigere Gedanken zu bringen und ihm einige Nachricht davon ertheilen, weil er bis dahin die gedachte Bedienung noch für ihn aufheben wolle.

Braunsfelds Vater, der den Zusammenhang der Umstände nicht wußte, glaubte nicht anders als sein Sohn müsse toll geworden seyn, weil er

sein Glück mit Füßen von sich stieß. Er entschloß sich also, reißte in die Residenz und ging gleich nach seiner Ankunft zum Minister. Dieser ließ den jungen Braunsfeld zu sich kommen.

„Nun, Herr Braunsfeld," sagte er beim Eintritt zu ihm, „haben Sie sich entschlossen?"

„Schon längst Ew. Excellenz."

„Sie wollen also die Stelle annehmen?"

„Nein — das wird nie geschehn."

„Und warum nicht? wenn ich fragen darf" —

„Ich habe Ew. Excellenz bereits meine Gründe gesagt — ich möchte nicht gern vor mir und vor der Welt errötheu. Das Bewußtsein recht gehandelt zu haben ersetzt mir jeden Verlust, aber kein Rang, keine Ehrenstelle, und wenn es die nächste am Thron wäre, ersetzt mir den Verlust meiner Ruhe, der Achtung die ich mir selbst schuldig bin."

„Dieserhalb können Sie aber ganz unbesorgt seyn — Sie haben sich nicht darum beworben, man trägt es Ihnen freiwillig an."

„Das wissen Sie und ich, aber die Welt nicht. Jedermann wird glauben ich habe meinen Freund untergraben, und ich kann mich nicht einmal vertheidigen, weil man sich wohl hüten wird

es

es mir ins Gesicht zu sagen. Zwar von meiner Klugheit und Politik dürfte man in diesem Fall wohl viel Rühmens machen, aber der Flecken den dies auf meinen Character werfen kann und muß, wird unauslöschlich seyn.“

„Sie haben sehr romanhafte Begriffe, das muß ich gestehn.“

„Nennen Sie das nicht romanhaft, was ich so gern edel nennen möchte, wenn es nicht mich selbst beträf. Aber auch das ist es nicht, soll es nicht seyn, es ist blos eine schwache Wiedervergeltung dessen, was Stern für mich gethan hat — ganz werd' ich meine Schuld ohnehin nie abtragen können. Doch dieses aus einander zu setzen, wäre jetzt zu weitläuftig. Ich bitte Ew. Excellenz nochmals mich mit dem Antrag zu verschonen und meinem Freund das zu geben, was Sie mir so großmüthig zugedacht haben. Ich will Ihnen heißer, inniger dafür danken, als wenn mir diese Gnade zu Theil worden wäre.“

„Nein, weder jetzt noch jemals — wenn Sie mein Anerbieten nicht annehmen wollen, so sollen Sie auch Ihren Willen nicht haben — Stern darf sich keine Hofnung machen.“

„So

„So hab' ich wenigstens meine Pflicht gethan und kein Vorwurf kann mich treffen."

„Jetzt will ich noch jemand rufen, dessen Gründe vielleicht von stärkerm Gewicht für Sie seyn werden."

Mit diesen Worten öfnete er eine Seitenthür und Braunsfelds Erstaunen stieg aufs höchste als sein Vater hereintrat. Er machte seinem Sohn ziemlich finstre Minen, und ob ihn dieser gleich auf das zärtlichste liebte, so wurde doch seine Freude durch die Lage der Sachen, und weil er ihn so unvermuthet und beim Minister sah, auch sich leicht erklären konnte, was die Ursache seiner Gegenwart war, und was für Folgen sie haben möchte, sehr gemäßigt. Seine Vorwürfe fürchtete er zwar nicht, denn er war sich bewußt recht gehandelt zu haben und kannte seinen Vater als einen redlichen Mann, der ihm beistimmen würde, wenn er ihm die Gründe seines Betragens erklärt hätte — desto mehr aber seine Zärtlichkeit, die, verbunden mit dem natürlichen Verlangen aller Eltern, ihre Kinder glücklich zu sehen, seine Grundsätze leicht erschüttern konnte. — Beim Minister ward nichts ausgemacht — der Alte drang zwar darauf, daß sein Sohn sogleich seine Einwilligung geben

soll-

sollte, dieser aber bat sich, weil er weiter nichts erlangen konnte, Bedenkzeit aus, theils für sich, theils um seinem Vater die nöthigen Aufklärungen in der Sache zu geben, und sich vor ihm zu rechtfertigen. Er nahm ihn dann mit in seine Wohnung.

Stern war fast nicht weniger erstaunt als sein Freund, da er ihn erblickte. Er umarmte ihn auf das freundschaftlichste. „Gut daß Sie kommen," sagte er, „Sie sollen mir helfen Ihren Sohn auf bessere Gedanken bringen. Er will sich selbst schaden, weil er sich's im Kopf gesetzt hat mir zu dienen und ihm das nicht gelingt. Ich vermag nicht mehr so viel über ihn, um ihn zu überzeugen, daß seine Delicatesse zu weit getrieben ist, weil sie uns beiden zu nichts helfen kann."

„O mein Vater," rief Braunsfeld, „er hat mir weit mehr aufgeopfert als dies." Hierauf erzählte er ihm die ganze Geschichte seiner Liebe, und vergaß keinen Umstand, der Sterns Edelmuth in ein helles Licht setzen konnte. Dieser wollte ihm immer in die Rede fallen, umsonst — Braunsfeld ließ sich nicht irre machen. „Und nun mein Vater," sagte er da er fertig war, „seyn Sie Richter über mich — bin ich noch strafbar? So

han-

handelte mein Freund, was soll ich thun? Er schenkte mir sein Paradies und ich sollte sein Teufel werden? Und was thu' ich denn am Ende? Er hat um meinetwillen auf das Glück seines Lebens Verzicht gethan, sein Herz unterliegt den Martern, die er ihm anthut, ich sehe, trotz der erzwungenen Heiterkeit auf seinem Gesicht, wie viel er leidet, und daß er ewig leiden wird, kein Gut ersetzt ihm das was er verlohr — und ich — ist es nicht eine wahre Kleinigkeit, die ich ihm dagegen biete? Ich kann ohne dies Amt leben und weit zufriedner. Er hielt sein Wort und ging nicht wieder zu dem Mädchen — ich halte das meinige auch und gehe nicht wieder zum Minister." —

Der Alte war bis zu Thränen gerührt. Er umarmte seinen Sohn und Stern. „Mach was Du willst," sprach er, „ich hätte Dich vor meinem Tode noch gern versorgt gesehn, aber nicht auf Kosten Deiner Tugend."

„Wäre diese Tugend in diesem Fall nur nicht Chimäre," rief Stern — „warrlich, ich wollte kein Wort verlieren, wenn diese Entsagung mir zum Vortheil gereichen könnte, aber jetzt, verzeihe mir, ist sie Eigensinn. Was ich that, that ich

zu

zu Deinem Besten — von dem was Du jetzt thust erndtet ein Dritter die Früchte. Ich schwöre Dir, ich will Dich selbst mahnen bei der nächsten Gelegenheit, wo Du, sollt' es auch zu Deinem eignen Schaden seyn, mir nützlich werden kannst, wenn es Dir ja so lästig fällt mein Schuldner zu seyn, wiewohl dies, meinen Begriffen nach, unter Freunden gar nicht statt findet — denn von dem was ein Freund dem andern giebt, verliert er nichts, er erhält sich es selbst, indem er an allem Theil nimmt — den Bund der Herzen muß kein Gedanke des Eigennutzes verunreinigen."

Nach einigen Tagen die unter Zuredungen von einer und Sträuben von der andern Seite verflossen, ward Braunsfeld überwunden. Er konnte den mächtigen Gründen seines Freundes so wenig, als den bittenden Blicken seines Vaters mehr widerstehen, und gab nach — aber gezwungen. Er fühlte, daß er im Grunde verlohr, indem er zu gewinnen schien. „Ihnen mein Vater," sagte er, „bin ich gehorsam gewesen. Dies war jederzeit eine meiner heiligsten Pflichten — ob es aber in diesem Fall mit völliger Beistimmung meines Herzens geschah wissen Sie selbst. — Dein Verlangen hab' ich befriedigt, lieber Stern; wie sich un-

sre Freundschaft dabei befinden wird, die, seitdem sie geknüpft ward, allen Stürmen trotzte, das wird die Folge lehren. Deinem Grundsatz nach, daß Freundschaft eine gewisse Gleichheit fordert, möchte sie jetzt wohl einigen Abbruch leiden — denn Du bist gegen mich ein Gott. Ueberall wirst Du Bewunderung einerndten, indeß ich mich glücklich preisen muß wenn man mir nur Nachsicht gestattet, wenn man meinen Charakter nicht verkennt, oder mich wohl gar eines falschen Spiels beschuldigt. Deine strenge Tugend darf keine Untersuchung scheuen — ich, mit meiner unbegränzten Liebe für Dich, werde unwillkührlich erröthen wenn man von Dir mit mir spricht, aus Furcht eine hämische Satire zu entdecken, die nur mich treffen kann.“

Was er befürchtete traf zum Theil ein. Sein Glück erweckte ihm Neider, und daß diese die Sache nicht zu seinem Vortheil auslegten kann man leicht denken. Die ganze Geschichte wurde in der Residenz bekannt, und mit ihr zugleich die Geschichte seiner Liebe und Sterns heldenmüthige Aufopferung. Viele bewunderten diesen edeln Mann, einige beklagten ihn, und noch andre, die der Glanz seiner Tugend zu sehr blendete, und welche, da sie

nach

nach sich selbst urtheilten, sich keinen Begrif davon machen konnten, hielten ihn für einen Phantasten, für einen Schwärmer, der alles dies gethan hätte, um sich von andern Menschen auszuzeichnen und mit seiner Sonderbarkeit zu prahlen — oder geradezu für einen Narrn. Die schlechtesten endlich, deren Herz so verderbt war, daß sie aus jeder Blume Gift sogen, entdeckten nichts als unlautre Quellen in seinem Betragen. Stern ließ sich durch sie alle nicht irre machen und ging seinen Weg ruhig fort. —

Braunsfeld war schon einige Zeit Cabinetssecretair gewesen — er hatte oft wichtige Geschäfte, doch vergaß er darüber diejenigen nicht, die seinem Herzen theuer waren. Jede Stunde die er sich abmüßigen konnte, widmete er der Freundschaft und der Liebe. Alle Freuden die jene gewähren konnte genoß er — in dieser war er minder glücklich. Unaufhörlich schwebte das Bild ihres geliebten Sterns vor Louisens Augen — sie vertrauerte ihr Leben seitdem sie ihn nicht mehr sah — Sie verehrte ihn noch in seinem Freunde, er schien ihr ein heiliges Andenken, das Stern ihr zurückgelassen hatte, als er der Hofnung entsagte sie zu besitzen — aber sein Verlan-

gen zu befriedigen, ihm ihre Hand zu geben und auf ewig auf alles Verzicht zu thun, was einen so unschätzbaren Werth für sie hatte, dazu fühlte sie sich zu schwach. Sie gestand dies Braunsfelden selbst, bat ihn, ihr noch einige Zeit zu lassen, damit sie sich beruhigen könnte, versprach ihm aber, nie einem andern Gehör zu geben. Aus Dankbarkeit für seine unbegränzte Achtung gegen sie schien sie endlich nachzugeben. „Kann ein getheiltes Herz Ihnen genug seyn," sagte sie einst zu ihm, „so will ich die Ihrige seyn, mehr kann ich Ihnen für jetzt nicht versprechen — Sie wissen aber wer es mit Ihnen theilt und werden mir also keine Vorwürfe machen. Man spricht ja, die Zeit sei eine so sichere Trösterin — vielleicht gewährt sie uns einst auch das was uns jetzt noch mangelt." — Diese Worte waren für Braunsfelden genug, er schwamm in einem Meere von Wonne.

Stern und Braunsfeld wohnten noch immer beisammen. Die Abendstunden verflossen ihnen am vergnügtesten — Bei einer vertraulichen Mahlzeit schlossen sich ihre Herzen auf, sie waren da ganz ungestört, und theilten ihren Kummer und ihre Freuden einander mit. Eines Abends saßen sie auch zusammen und speißten; Braunsfeld sprach

eben

eben von seinen Hofnungen — denn so delicat diese Materie für Stern war, so brachte er sie doch immer selbst auf die Bahn, um seinen Grundsätzen mehr Festigkeit zu geben — als er auf einmal Schmerzen in seinem Körper verspürte, die mit jeder Minute heftiger wurden. Er that sich im Anfang Gewalt an um sich nichts merken zu lassen, aber er konnt' es nicht lange. Plötzlich sank er auf seinem Stuhl zusammen und rief: „Gott! was ist das?“ Stern sprang hinzu, trug ihn auf einen Sopha, rief nach dem Bedienten und schickte ihn zu einem Arzt. Indeß verschlimmerte sich der Zustand des Kranken immer mehr, er ward todtenbleich, der Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner Stirn, seine Zunge schwoll auf und er konnte auf alle Fragen die Stern an ihn that nichts als unverständliche Töne hervorbringen, die der Schmerz ihm auspreßte. Als der Arzt kam war schon keine Rettung mehr, er lag ohne Bewußtsein da und gab kurz darauf unter den fürchterlichsten Zuckungen seinen Geist auf.

Sterns Lage kann man sich denken — er wankte wie ein Träumender umher, stürzte sich auf den Leichnam seines Freundes, sprang eben so schnell auf, aus Furcht ihm weh gethan zu haben, fühlte

ihm nach dem Puls, rieb ihm die Schläfe und glaubte immer noch Leben und Wärme in ihm zu finden — er konnte den Gedanken nicht fassen, daß sein Braunsfeld tod sei und vergoß keine Thräne. Der Arzt sprach gar nichts, machte aber sehr zweideutige Minen, und als er nach verschiednen angestellten Versuchen sicher war, daß kein Leben mehr da sei, entkleidete er mit Hülfe des Bedienten den entseelten Körper. An einigen Stellen desselben entdeckte er schwarze Flecke.

„Was ich befürchtete," sagte er sogleich — „er hat Gift."

„Gift!" — rief Stern mit schrecklicher Stimme.

Der Arzt führte ihn zu dem Leichnam und zeigte ihm die unverkennbaren Spuren davon, ließ dann, weil die Sache zu wichtig war, um sie allein über sich zu nehmen, einen seiner Kollegen holen, der völlig mit ihm einerlei Meinung war, worauf sie gemeinschaftlich die Speisen untersuchten, welche noch auf dem Tische standen, und in einem Gerichte, wovon Braunsfeld allein gegessen hatte, das Gift sehr leicht entdeckten. Stern saß während der Zeit in stummen Schmerz verlohren da, ganz fühllos und ohne die geringste Aufmerk-

samkeit auf das was um ihn her vorging. Jetzt redete ihn der Arzt an und sagte ihm, daß er seiner Pflicht gemäß den Fall sogleich der Obrigkeit anzeigen müsse, denn es sei hier von nichts geringerem die Rede, als von einem vorsätzlichen Mord — ihm käm' es indeß nicht zu, zu untersuchen wer der Thäter sei. „Nein," rief Stern, „dies ist mein Amt — O gerechte Vorsicht, gieb in meine Hände den Teufel der dies Bubenstück verübte, ich will dem Andenken meines Freundes ein Opfer bringen, vor dem die Nachwelt schaudern soll."

In einem Anfall von Wut und Verzweiflung lief er in das Gasthaus, wo das Essen geholt worden war. Der Wirth hielt ihn für einen Rasenden, denn der Sturm der in seinem Innern tobte ließ ihm nicht zu, seine Beschuldigungen deutlich vorzutragen. Kein Mensch wußte wo das Gift seyn sollte, von dem er sprach. Er kehrte endlich zurück, ohne die geringste Entdeckung gemacht zu haben.

Eine der fürchterlichsten Nächte seines Lebens war diese, die er an der Leiche seines Freundes zubrachte, dessen erstarrte Hände er nicht aus den seinigen ließ. Er war ein Raub der schrecklichsten Leidenschaften, die mit solcher Gewalt auf ihn einstürmten, daß er keinen

ruhigen Gedanken fassen konnte, und endlich in eine Art von Betäubung fiel, worin er seiner selbst nicht mehr mächtig war. Ein heftiger Kopf-schmerz den er empfand brachte ihn wieder zu sich — er sprang auf, alles war finster — die Lichter waren nach und nach ausgebrannt, er konnte sich nicht sogleich besinnen was vorgegangen war, noch wo er sich befand — er berührte mit seinen Händen von ungefähr das Gesicht des Verblichnen — ein unwillkührlicher Schauder ergrif ihn. Eine feierliche Todtenstille herrschte rings umher, ihm schien es als nähme die ganze Natur an seiner Trauer Antheil, dies rührte ihn bis zu Thränen. Sein Geist schwang sich empor, die ganze Welt schwand vor seinen Augen — Er übersah mit einem Blick alles was den Menschen an diese Erde fesseln kann, und es dünkte ihm so wenig — so ganz der Mühe unwerth sich in diesen Kreisen umherzutreiben, und thöricht vor dem Ruhepunkt zu zittern, der uns aller Sorgen entnimmt, und dem wir mit jedem Pulsschlag näher treten. In diesem Augenblick wär er so gern gestorben, er fand eine Wollust in dem Gedanken jetzt aufgelößt zu seyn — sein Körper dünkte ihm jetzt eine Last, der seines Geistes hohen Flug hinderte — er sehnte sich, in

die

die Geheimnisse der Zukunft zu dringen und in überirdischen Sphären ein Glück zu suchen das ihn hier floh. So phantasirte er eine Weile fort, trat an ein Fenster und blickte hinauf in das hohe Gewölbe des Himmels — er war mit schwarzen Wolken umzogen, nur hie und da schimmerte bisweilen ein Stern hervor. Der ungeheure Raum, den er da zwischen sich und seinen Wünschen entdeckte, der ihn so lebhaft an das Gefühl seines Daseins erinnerte, das ihm so lästig war, schlug ihn nieder — er kehrte zu der Leiche zurück. Eine unbeschreibliche Bangigkeit bemächtigte sich jetzt seiner, er konnte sich kaum fassen. Mit starken Schritten ging er im Zimmer auf und ab und wünschte sehnlichst daß der Tag 'anbrechen möchte. Endlich weckte er den Bedienten, welcher Licht anzündete und nun bei ihm blieb.

Um acht Uhr des Morgens erschien ein Abgeordneter des Magistrats mit einigen Zeugen und Gerichtsdienern. Er versiegelte zuerst Braunsfelds Nachlaß und nahm seine sowohl als Sterns Papiere zu sich. Alsdann stellte er ein ordentliches Verhör mit Stern an, wegen des Vorfalls — dieser sagte alles der Wahrheit gemäß aus und es ward niedergeschrieben. Hierauf kündigte er

ihm im Namen der Obrigkeit Arrest an, jedoch vors erste und bis auf weitern Befehl in seiner Wohnung. Stern hielt das im Anfang für eine Maasregel, welche die Richter blos aus Vorsicht genommen hätten, um in einem Criminalfall, wie dieser doch wirklich war, sich nichts zu Schulden kommen zu lassen und sich ihrer Pflicht zu entledigen — bald darauf aber dachte er weiter nach und aus einigen Worten, welche die Magistratsperson hatte fallen lassen, schloß er, daß man nicht ungeneigt sei, ihn selbst für den Urheber dieser schrecklichen That zu halten. Er erschien sich jetzt in einem ganz neuen Lichte — In den Argwohn zu gerathen, der Mörder seines Freundes gewesen zu seyn, für den er so gern sein Leben hingegeben hätte, für den er bereits mehr hingegeben hatte, das dünkte ihm schrecklich — doch eben so unmöglich schien es ihm, daß man bei diesen Gedanken beharren könnte — und er irrte sich.

Während den drei Tagen, die er auf seinem Zimmer in Gesellschaft zweier Gerichtsdiener zubrachte, verbreitete sich die Nachricht von Braunsfelds Tod in der ganzen Residenz, und erhielt, wie jede Neuigkeit, mancherlei Zusätze. Er war dahin, und seine Neider konnten ihn nunmehr ohn'

ihren Nachtheil öffentlich eben so sehr rühmen und preisen, als sie ihn vorher in geheim gelästert hatten. Stern hingegen war noch da; er konnte leicht sein Nachfolger werden, und dies mußte man verhindern. Man sagte also einander ins Ohr, daß seine scheinbare Großmuth und alles was er für seinen Freund gethan hätte nichts als ein Kunstgrif gewesen wäre, um diesen in die Falle zu locken, seine Absichten desto gewisser zu erreichen, und sich zugleich der Welt als einen Mann mit dem erhabensten Character darzustellen — daß er ihm nur darum seine Geliebte abgetreten und ihn genöthigt hätte das Amt anzunehmen, weil er gleich anfangs den Plan gemacht, sich seines Mitwerbers auf eine geschickte Art zu entledigen und dann ungestört in dessen Rechte zu treten — mit einem Wort, daß er ein abgefeimter Bösewicht und einer der abscheulichsten Menschen sei, die je die Erde getragen hätte. Diejenigen, die ganz unbefangen in der Sache waren, glaubten diese Verläumdungen desto eher, je wahrscheinlicher sie vorgetragen wurden, und die Umstände, die dabei obwalteten, gereichten freilich nicht zu Sterns Vortheil. Gleich einer ansteckenden Seuche breitete sich das Gift der Bosheit aus — man verdammte

aus Einem Munde den Unglücklichen — es schien gar keine Frage mehr zu seyn, ob er unschuldig seyn könne — nur wenige hielten ihn dafür. Der oftererwähnte Minister trug die Sache — man kann schon denken auf welche Art — dem Fürsten vor, und dieser befahl die strengste Untersuchung.

Stern ahndete und wußte nichts von dem was vorging, bis er am dritten Tag einen Brief erhielt. Er war von Louisen. Dies edle Mädchen kannte Stern zu gut, als daß sie einen Augenblick an seiner Unschuld hätte zweifeln sollen. Selbst vor Gottes Gericht würde sie seine Vertheidigung übernommen haben, wenn es nöthig gewesen wäre, aber hier, wo Bosheit und Cabale seine Ankläger, und kurzsichtige Menschen seine Richter waren, zitterte sie. Sie berichtete ihm alle die entsetzlichen Dinge, die man so hämisch ersonnen hätte, um ihn zu Grunde zu richten, und die von dem größten Theil der Menschen so leicht geglaubt würden, welche sich nun alle gegen ihn vereinigten. Sie schilderte ihm mit den lebhaftesten Farben die ängstlichen Besorgnisse, die sie seinethalben empfände, da er ohne des Himmels unmittelbaren Beistand sonder Rettung verlohren sei, und beschwor ihn endlich, unverzüglich alles anzuwen-

den,

den, um den Händen seiner Wächter zu entkommen, weil man ihm nicht lange mehr Zeit dazu lassen und ihn gewiß bald in engere Verwahrung bringen würde.

Stern lachte bitter nachdem er dies gelesen hatte. Das ganze Menschengeschlecht, seine Louise ausgenommen, deren Brief er aufs zärtlichste küßte, sank tief in seiner Achtung. Er sah sie in diesem Augenblick alle für gefräßige Ungeheuer an, die sich von dem Raube der Unschuld nährten. Den Vorschlag zur Flucht verwarf er; er fühlte zu gut was er sich und seiner Ehre schuldig war, als daß er durch diesen Schritt, hätt' er ihn auch ausführen können, seinen Gegnern neue Waffen wider sich hätte in die Hände geben sollen, und beschloß zu sehen, wie weit man die Ungerechtigkeit gegen ihn treiben würde. Lange durft' er nicht darauf warten. Die folgende Nacht kam Wache, deren Befehlshaber ihm ankündigte ihm zu folgen. Da er schon darauf vorbereitet war, erstaunte er nicht im geringsten über dieses Verfahren, und erklärte sich sogleich bereit dazu. Nur dünkte es ihm hart, daß er nicht einmal einige Bücher mit sich nehmen durfte — alle seine Sachen wurden in Verwahrung genommen. Noch mehr wunderte

er sich über die Strenge der hochweisen Justiz; als er an den Ort seiner Bestimmung gelangte. Er erwartete zwar ein Gefängniß, aber nicht einen so abscheulichen Kerker wie dieser war, wo er noch überdies mit schweren Ketten belegt wurde.

Den Rest der Nacht hatte er Zeit genug Betrachtungen über sich und sein Schicksal anzustellen, denn Schlaf und Ruhe war für ihn verschwunden. Das Resultat dieser Betrachtungen war so, wie man es von einem solchen Manne, in einer solchen Lage erwarten kann. In einem kurzen Zeitraum verlohr er Vater, Vermögen, Geliebte, Glück, Freund, Ehre und Freiheit — heilige, erhabne Gegenstände — jeder einzelne von ihnen ein unschätzbares Gut, dessen Verlust eine tiefe, blutende Wunde zurückläßt. Konnte den verruchtesten Bösewicht die Vorsehung härter strafen als ihn? Sein Herz wollte zerspringen als er dies lebhaft dachte. Das einzige was ihm blieb war das Gefühl seiner Unschuld — ein Tropfen Wasser in ein Feuermeer, und eben so plötzlich aufgezehrt als dieser. Schon glaubte er sich auf der untersten Stufe des menschlichen Elends, tiefer zu sinken schien ihm unmöglich — und er sank tiefer,

ser, hatte noch nicht die Leiden erschöpft, die ihm aufbehalten waren.

Man behandelte ihn in allen Stücken als einen gemeinen, noch mehr, als einen bereits überwiesenen Missethäter — seine Kost war Brod und Wasser. Nach zwei Tagen ward er zum Verhör geführt. Nach den gewöhnlichen Ermahnungen und einigen unbedeutenden Fragen, verlangte man sein Bekenntniß der That, wegen der man ihn ins Gefängniß gesetzt hatte — den Mord seines Freundes betreffend. „Was soll ich bekennen, meine Herren?" sagte er — „Daß mir eine höhere Hand viel nahm — mehr als ich in Worten auszudrücken vermag — mehr als Sie vielleicht fassen, und dessen Werth Sie schlechterdings nicht schätzen können — ich beuge mich vor ihr in Demuth, denn wer darf so kühn seyn sie anzuklagen? — Daß Sie das Werk vollendeten und mir mehr raubten, als Sie zu ersetzen je im Stande sind — Das ist alles was ich weiß." — Dieser Ton war freilich nicht sehr geschickt, die Richter zu seinem Besten zu vermögen, doch dies wollt' er ja auch nicht — er verlangte nur Gerechtigkeit. Man führte ihn in seinen Kerker zurück und überließ ihn von neuem seinen traurigen Betrachtungen. Der Wirth des

Gast-

Gasthofs, der Bediente des Verstorbenen, nebst mehrern Personen, die nur einigen Antheil an dieser Sache haben konnten, wurden indeß abgehört, allein man konnte auch nicht die kleinste Spur entdecken, noch zu einiger Gewißheit gelangen. Es war und blieb ewig ein Räthsel, wie das Gift in die Speise gekommen war — der stärkste Verdacht fiel immer auf Stern zurück. Man nährte ihn geflissentlich; der Minister behauptete ohne Scheu, daß es Rache wegen der fehlgeschlagnen Erwartung in Ansehung der Secretairstelle gewesen sei, welche Stern zu dieser Unthat verleitet habe. — Es wurden nach der Form des Processes noch verschiedene Verhöre mit ihm angestellt, ohne daß man mehr Licht in der Sache bekommen hätte. Er antwortete auf die verfänglichsten Fragen mit immer gleicher Freimüthigkeit, widersprach sich nie, und gab keine Blößen, woraus man etwas Nachtheiliges für ihn hätte folgern können. Doch hielt man die Anzeigen gegen ihn für zu stark um ihn freizusprechen.

Damals seufzte Deutschland noch unter dem Joch eines Ungeheuers, so fürchterlich als die Inquisition — und mit ihr verschwistert. Es nährte sich mit dem Blute der Unschuldigen und ergötzte

sich

sich an ihren Quaalen. Verhärtete Bösewichter suchten Schutz unter seinen schwarzen Flügeln und fanden ihn. Im Innern einer dunkeln Höle lauschte es mit ofnem Rachen begierig auf seinen Raub, und — die Diener der Gerechtigkeit brachten ihm denselben dar. Gleich jenen Orakeln der heidnischen Priester — abrr noch weit schädlicher — die nach vorhergegangenen Beschwörungen räthselhafte Aufschlüsse über die verborgne Zukunft ertheilten und in die Mysterien der Allmacht zu dringen wagten, sollte dieser Dämon Wahrheit herorpressen — Wahrheit, diese ungeschminkte Göttin, deren Stimme selbst Thronen erschüttert und in Herzen dringt, die das Laster verpanzerte, sollte sich mit diesem Abkömmling des Teufels paaren, um die Menschen zu belehren, den Umfang ihrer Kenntnisse zu erweitern. Dies Ungeheuer hieß die Folter. — Man scheute sich nicht, dieses satanische Mittel anzuwenden, um Stern zu einem Geständniß zu bringen, das er nicht thun konnte. Mit Entsetzen vernahm er das Urtheil das man ihm verkündigte. Er appellirte dagegen, wendete sich mit einer Bittschrift, die man ihm, weil er sein eigner Vertheidiger war und keinen andern haben wollte, aufzusetzen erlaubte, an den Für-

sten und bat ihn demüthigst um Abwendung dieser Schmach, beschwur ihn seine Regierung nicht durch einen Flecken zu beschimpfen, der in den Annalen unauslöschlich seyn würde. Umsonst, man verwarf seine Gründe, man tadelte sogar seine frechen Bemühungen das von sich abzuwenden, was man ihm zuerkannt hatte. „Bin ich denn geringer als ein Wurm," schrie er, als er diese Weisung erhielt, „dem man nicht einmal erlaubt sich zu krümmen, wenn ihn die Bosheit tritt?"

Die Zeit welche er von der Eröfnung bis zur Vollziehung des Urtheils in seinem Gefängniß zubrachte war schrecklich für ihn. — So unschuldig und so unglücklich zu seyn — diese Idee drängte sich ihm unaufhörlich auf — in seiner Lage war sie die natürlichste — Wenn seine Ketten rasselten, wenn er seine karge Mahlzeit hinabwürgte, wenn auf seinem Strohlager ihn unruhige Träume schreckten — immer stand sie vor seiner Seele. Nach und nach ward ihm dies Gefühl seiner Unschuld lästig. Er ging sein ganzes Leben von der Zeit an, da er das Bewußtsein seiner selbst erhielt, durch, verfolgte die kleinsten Abwechselungen desselben, musterte alle seine Handlungen aufs strengste, zog selbst seine Jugendstreiche vor das

Ge-

Gericht seines Gewissens und marterte sein Gedächtniß, blos um etwas Strafbares aufzufinden, etwas womit er auch nur einen kleinen Theil seiner jetzigen Leiden könnte verdient haben — und er fand nichts. „Richter der Welt," rief er dann, „warum mir das alles? Ward ich gebohren das Gefäß zu seyn, worin alle Ströme deines Zorns sich ergießen? Was hab' ich verbrochen? Oder soll ich darum leiden, damit tausend Bösewichter auf meine Rechnung ungestraft sündigen können, weil ich bereits für sie büßte? Ein Wink von dir kann meine Ketten brechen — brich sie, oder" — —

Er wagte es nicht den Gedanken auszudenken und versank in ein tiefes Stillschweigen. Wie sehr wünschte er jetzt nur nicht g a n z unschuldig zu seyn, blos um etwas zu haben, woran er sich halten, womit er seine Tugend retten könnte, denn die Lage dessen, der nichts mehr verlieren zu können glaubt, ist fürchterlich — sie ist die äußerste Gränze der menschlichen Empfindungen — ein schwarzer Moment, und die Schranken sind gebrochen, der Wille erkennt kein Gesetz mehr, die Stimme der Natur schweigt, und der Mensch wird ein Teufel. Verzweiflung erkennt keine Macht über sich, Lästerung wird Wohlthat, Zerstörung Wol-

lust. In dieser finstern Region irrte jetzt Sterns Geist umher — noch stürzte er aber nicht in den bodenlosen Abgrund, wo keine Rettung mehr statt findet.

Oft war er im Begrif sich zu allem schuldig zu bekennen was man ihm aufbürdete, und so seinem Dasein, das doch nun einmal weder für ihn noch andre nützlich seyn konnte, ein Ende zu machen — aber sein Stolz hielt ihn zurück, und der Gedanke an Louisen. Man wollte blos sein Geständniß, um ihn gesetzmäßig zu morden, ohne dasselbe konnte man es nicht, ohne dasselbe mußten seine Feinde und alle die schwachen Köpfe die sich von ihnen hatten einnehmen lassen, wenigstens zweifeln, daß er ein Mörder sei, so sehr sie im Innern ihres Herzens davon überzeugt zu seyn glaubten. Es dünkte ihm zu erniedrigend aus Furcht vor Quaalen dies Bekenntniß abzulegen, seinen Verfolgern ein volles unwidersprechliches Recht über sich einzuräumen, dem allgemeinen Haß gegen ihn Nahrung zu geben und den Menschen, die auch er wiederum haßte, die frohe Empfindung zu gewähren, daß sie sich doch nicht geirrt hätten. Und was würde das Mädchen leiden das er anbetete! Müßte sie nicht vor sich selbst erröthen, den verruchtesten Bösewicht einst geliebt

zu

zu haben? Müßte sie nicht alle ihre Kräfte anstrengen, um seine Züge aus ihrem Herzen zu vertilgen, in welchem er — dessen war er gewiß — noch immer herrschte? Er beschloß also alles zu dulden, was man mit ihm vornehmen würde, und waffnete sich dagegen mit männlichen Muth.

Der Tag erschien wo er ihn nöthig hatte. In einer Nacht ward er aus seinem Gefängniß geholt und in ein dunkles unterirrdisches Gemach geführt, von der feinsten Grausamkeit erfunden, um Seelen durch die Einbildung zu martern, noch ehe der Körper durch teuflische Quaalen zerrissen wird. Dort warteten die Richter seiner und stürmten von neuem in ihn, durch ein freiwilliges Bekenntniß dem schweren Urtheil zu entgehn. Als dies nichts fruchtete, legte man ihm die schauderhaften Instrumente der Marter vor, die Erfindungen höllischer Mächte und ihrer Statthalter auf Erden. „So lange Menschen menschliches Gefühl haben,“ sagte er, „ist ein erzwungenes Bekenntniß kein Bekenntniß — eine Wahrheit die alle Ihre Martern nicht verdrängen werden, die das grausamste Gesetz selbst anerkennt. Ich könnte also hier zu allem Ja sagen und im nächsten Verhör alles widerrufen. Man würde mich wieder hieher bringen und

ich würd' es eben so machen. Allein ich will meine Leiden nicht verlängern und Ihnen nicht so viel unnütze Mühe machen. Jetzt aber ist es noch Zeit — Hören Sie die Stimme eines Unschuldigen, der auch in seiner letzten Stunde, wo jede Täuschung schwindet, wo die begangne Missethat mit verdoppeltem Gewicht das Gewissen des Sünders belastet, den Verstocktesten zur Erde beugt, und nur ein freies Geständniß seiner trostlosen Seele ein Labsal ist — der auch in jener bangen Stunde nichts anders sagen wird, als was er Ihnen bereits so oft gesagt: Ich habe keinen Theil an dieser schrecklichen That. Beschimpfen Sie Ihr ehrwürdiges, heiliges Amt nicht durch diesen Gräul. Hüllen Sie sich nicht in den Mantel der Gesetze, die Ihr Verfahren zu billigen scheinen. Ich kenne sie — Nur dem anerkannten Bösewicht, dem halb überwiesenen Verbrecher sind diese Martern bestimmt — und bin ich das? Wo sind die Zeugen die gegen mich aussagen? Wo die Umstände die mir zur Last könnten gelegt werden? Wo die kleinste Spur dieser scheußlichen That die auf mich hinzeigt? Man verdammt mich auf eitle Vermuthungen, auf einen ungegründeten, mit nichts zu rechtfertigendem Argwohn. Und wenn man mich

denn

denn doch nur verdammte, wenn man nichts weiter von mir forderte als ein Leben dessen ich längst satt war, ich würde mich weit weniger beklagen — mancher Unschuldige starb ja schon durch des Gesetzes Hand, mancher Wehrlose fiel in die Klauen der Mörder — aber man will ich soll mich selbst verdammen, soll ein Bekenntniß thun das ich verabscheue — nicht zufrieden, mir durch einen schimpflichen Proceß meine Ehre gewaltsam geraubt zu haben, verlangt man ich soll selbst darauf Verzicht thun, um dann mit mehrerm Anstand die abscheuliche Scene beschließen zu können. Aber dies werd' ich nie thun. Noch einmal beschwör' ich Sie, halten Sie ein. Nicht Ihr Erbarmen fleh' ich an, ich fordre Gerechtigkeit. Verweigern Sie mir diese, nun so hoff' ich, wir werden einst alle vor einem Richter stehen, der, so tief er mich hier auch sinken ließ, mir sie doch nicht versagen wird."

Alle seine Gründe thaten keine Wirkung auf die erbitterten Gemüther seiner Verfolger. Man führte das schreckliche Schauspiel auf — Einige der obrigkeitlichen Personen, die noch nie einem ähnlichen beigewohnt hatten, würden sehr dawider protestirt haben, wenn man es hätte wollen

rückgängig machen. Ob das unglückliche Schlachtopfer schuldig oder unschuldig sei war ihnen sehr gleichgültig — um dergleichen Kleinigkeiten hatten sie sich nie bekümmert — wenn nur ihre schändliche Neugier befriedigt wurde. — Sterns Standhaftigkeit wurde auf die stärksten Proben gesetzt, aber er hielt sie aus — er wand sich unter den Händen der Henker, die Heftigkeit der Schmerzen preßte ihm tiefe Seufzer aus, seine Pein war unbeschreiblich — aber er blieb fest bei seinem Vorsatz und überwand alles.

Geist und Körper wurden beide zu sehr angestrengt, als daß sie die Folgen nicht hätten empfinden sollen. In dem Augenblick als man ihn von der Folter ließ, sank der Unglückliche in Ohnmacht. Man wendete alle Mittel an ihn wieder zu sich selbst zu bringen, es gelang auch einigermaßen, aber den völligen Gebrauch seiner Kräfte erhielt er nicht wieder, so wenig als sein Bewußtsein. Er war wie ein Träumender den man aus einem tiefen Schlaf erweckt, und so taumelte er auch zwischen den Gerichtsdienern in seinen Kerker zurück. — Jetzt hatten seine Richter selbst Mitleiden mit ihm, es schien ihnen nunmehr wenigstens möglich, daß er unschuldig könnte gelitten haben. Man

brachte

brachte ihn auf ein besseres Zimmer, gab ihm bessere Nahrung und täglich besuchte ihn ein Arzt, der für seine Wiederherstellung Sorge trug. Diese war aber nicht das Werk eines kurzen Zeitraums. Er lag stets in einer dumpfen Betäubung, nahm keinen Antheil an allem, was um ihn her vorging, und that alles was man ihm sagte blos maschinenmäßig. Seine Nerven waren so abgespannt, sein Gefühl so erschöpft, daß er kein Verlangen nach irgend etwas mehr äußerte, noch seinen eignen traurigen Zustand kannte. Nur während seiner Phantasieen schien er die Besinnungskraft wieder zu erhalten — er beklagte sich dann, aber immer mit einer Art von Unterwerfung und Selbstverläugnung, die von seiner Schwäche zeugte, über die Härte mit der man ihn behandelt hatte, häufige Thränen strömten über seine Wangen, er sprach öfters die Namen seines Freundes und seiner Geliebten aus — außerdem schlief er fast beständig. Wer ihn in der Blüte seiner Gesundheit, in dem völligen Besitz seiner Seelenkräfte gekannt, und ihn jetzt gesehen hätte, würde zurückgeschaudert seyn, und alle die verflucht haben, die diesen hoffnungsvollen Mann dahin gebracht hatten. — Man versäumte nichts, um ihn aus seiner Lethargie zu

wecken. Es verflossen verschiedene Monate ehe sich einige Wirkung der angewandten Mittel zeigte. Endlich siegte seine feste Natur und nach und nach erhielt er seine vorige Stärke und den Gebrauch der Sinne wieder. — Weit glücklicher wär' er gewesen, hätt' er sie nie wieder erlangt, denn mit seiner Gesundheit kehrte auch sein Gefühl zurück. In seiner ganzen riesenmäßigen Gestalt stand sein Unglück wieder vor ihm, erinnerte ihn lebhaft an alles was er gelitten hatte und stellte ihm die Zukunft in schrecklichen Bildern dar. Wär' ein Ersatz dessen was er verlohr möglich gewesen, sein Geist hätte sich unter den Lasten die ihn zu Boden drückten wieder emporgearbeitet, sein Muth hätte alles bekämpft, was sich ihm entgegenstellte — diese Aussicht war ihm verschlossen, ein undurchdringliches Dunkel umhüllte ihn — und nun ward stille Verzweiflung sein Loos.

Nachdem er dreizehn Monate im Gefängniß geschmachtet hatte, erhielt er seine Freiheit wieder. Man rechnete ihm diese und die Gelindigkeit seiner Strafe als eine große Gnade an, denn man verurtheilte ihn blos zu einer ewigen Verbannung aus seinem Vaterlande. Dies letzte hätten sich die Richter ersparen können —

um keinen Preis würd' er länger in einem Lande geblieben seyn, wo man ihn so behandelt hatte, noch unter Menschen gelebt haben, die ihn, nach dem was mit ihm vorgegangen war, wie die Pest würden geflohen haben. — Er schrieb einen Brief an Louisen, in welchem er auf ewig von ihr Abschied nahm. Der Schmerz unglücklicher, hofnungsloser Liebe, der Gram um den Gegenstand derselben, das peinliche Mitgefühl bei dessen unverdienten Leiden, hatten schon längst an dem Keim der Gesundheit dieses vortreflichen Mädchens genagt, sie unterlag einer langsamen Verzehrung, die allen Hülfsmitteln Trotz bot. Ein Jahr nach Sterns Abreise starb sie — sein Name war das letzte Wort das ihren Lippen entfloh, sie schloß sie dann, um sie niemals wieder zu öfnen — er erfuhr nie etwas von ihrem Tod.

Nachdem er dies seinem Herzen so wichtige Geschäft geendigt hatte ging er fort, ohne zu wissen wohin, ohne den geringsten Plan zu seinem künftigen Unterhalt gemacht zu haben. Arm und hülflos wie er war, schien ihm jeder Weg den er einschlug einerlei, wenn er ihn nur nicht unter Menschen führte. Diese vermied er so viel es ihm immer möglich war und brachte lieber die Nacht un-

ter

ter freiem Himmel zu, als daß er irgendwo ein Obdach gesucht hätte. Er hielt sich selbst mitten unter wilden Thieren für weit sicherer, als unter seines gleichen, und athmete weit freier, wenn er, so weit sein Auge reichte, keine menschliche Gestalt erblickte. Zuweilen übernachtete er doch in einem einsamen Dörfchen. Er lebte sehr kümmerlich, um mit seiner wenigen Baarschaft recht lange auszureichen, denn er sah wohl, daß er alsdann, wenn er nicht verhungern wollte, doch zu menschlicher Hülfe seine Zuflucht würde nehmen müssen. Je näher dieser Zeitpunkt kam, desto unruhiger ward er. Endlich stieß er bei seinem Hin- und Herreisen auf eine Seestadt. Er würde sie gleich allen andern Städten, denen er bisher nahe gekommen war, vermieden haben, hätt' er nicht eben jetzt den lange befürchteten Mangel entdeckt, und also der Nothwendigkeit nachgeben müssen. Er ging also hinein, unwissend wodurch er sich seinen künftigen Unterhalt erwerben sollte. Zu arbeiten schämte er sich nicht, aber das Anerbieten dazu und die abschläglichen Antworten, die er als ein fremder, unbekannter Mensch der größten Wahrscheinlichkeit nach zu befürchten hatte — das war es wofür er sich scheute. Er würde sich jetzt für

sehr

sehr glücklich gepriesen haben, wenn ihn ein ehrlicher Bürger angeredet, und ums Tagelohn gedungen hätte.

In tiefen Gedanken ging er am Hafen auf und nieder und konnte zu keinem Schluße kommen, als ihm ein halb betrunkner englischer Matros begegnete, der aus einem Weinhaus kam und eben zurück auf sein Schiff wollte. Er war bei guter Laune, Sterns melancholische Mine mochte ihm auffallen, er redete ihn in seiner Muttersprache an und lud ihn zu sich aufs Schiff ein, mit dem Erbieten ihn zu traktiren. Stern, dem, so sehr er auch die Menschen floh, es jetzt in seiner traurigen Lage wohl that, einen Menschen zu finden, der diesen Namen verdiente, so roh er übrigens auch war, antwortete ihm auf englisch, das er vollkommen verstand, und nahm seine Einladung an. Jener war entzückt, glaubte anfänglich gar einen Landsmann gefunden zu haben, und ohngeachtet ihm Stern diesen Irrthum benahm, war er doch nicht minder zufrieden, da er sich so gut mit ihm unterhalten konnte, welches er noch bei keinem Ausländer gefunden hatte. Er theilte seine Schiffskost und eine Flasche Rum, die er mitgebracht hatte, mit ihm, erzählte ihm seine Seereisen und

beide waren schon sehr vertraut, als der Capitain auf das Schiff kam und sie überraschte. Er fragte wer der fremde Mensch sei, und der Matros stellte ihm seinen neuen Bekannten vor, mit dem Zusatz, daß es zwar nur ein Deutscher sei, mit dem sich's aber doch so gut sprechen ließ, als mit einem gebohrnen Engländer — Stern selbst sagte ihm von seinen Umständen so viel als er für nöthig hielt. Dem Capitain gefiel sein Anstand und sein Betragen, er fragte ihn ob er Dienste nehmen wolle? „Sehr gern," erwiederte Stern, „aber ich bin nie zu Schiff gewesen und verstehe nichts von dem was zur Seefahrt gehört." — „Das wird sich schon geben," sagte der Capitain, „zum Matrosen taugt Er freilich nicht, wenn wir aber erst nach England hinüber kommen, dann wird sich schon etwas für Ihn finden. Er kann indeß bei mir bleiben und meinem Schreiber mit an die Hand gehen."

Für Stern war dies wirklich ein glücklicher Zufall, der ihn wenigstens für Mangel schützte und seinem Vorsatz zu statten kam, sich von dem Schauplatz seiner Leiden so weit als möglich zu entfernen. Nach Verfluß einiger Wochen segelte das Schiff nach England. Als er dessen Küsten erblickte konnt' er sich nicht enthalten zu seufzen —

er sagte zu sich selbst: „Ach wär' ich in diesem glücklichen Lande gebohren! Hier, wo die Untersuchung des Verbrechens nicht schändet, wo man den Angeklagten nicht auf Muthmaßungen verurtheilt, wo die Rechte des Menschen und des Bürgers heilig und unverletzlich sind — hier wär' ich noch im völligen Besitz derselben." —

England war damals in Krieg mit einigen indischen Nationen verwickelt, man sendete Truppen und Schiffe nach jenen Gegenden. Die ostindische Compagnie kaufte zu diesem Endzweck unter vielen andern auch das Schiff auf welchem Stern war. Der Capitain that ihm den Vorschlag mit zu gehen und stellte ihm vor, wie leicht er dort sein Glück machen könne. Stern willigte sogleich ein, nicht zwar in dieser Absicht, denn er schien allen Ansprüchen auf Glück hienieden entsagt zu haben, sondern weil er dort unerkannt zu leben, und vielleicht einst rühmlich zu sterben hoffen konnte. Er ließ sich als gemeiner Soldat anwerben, blieb aber in seiner vorigen Qualität bei dem Capitain, der ihn gut brauchen konnte und ihn immer mehr lieb gewann. Nachdem die Schiffe völlig ausgerüstet und bemannt waren, traten sie ihre Reise an und gelangten endlich nach einer langen und beschwer-

schwerlichen Fahrt an den Ort ihrer Bestimmung. Nach einer kurzen Erholung, die man den Truppen verstattete, wurden sie von ihren Befehlshabern in das Innere des Landes den Feinden entgegen geführt. Stern folgte freudig seinem Ruf und erfüllte seine Pflicht auf eine Art die ihn vor allen seinen Cameraden auf das rühmlichste auszeichnete. Er achtete keine Gefahr, denn er scheute den Tod nicht, er suchte vielmehr als ein Held zu sterben, da man ihn in jener friedlichern Bahn, welche er sich vorzeichnete, nicht als Mensch zu leben verstattet hatte. Seine Tapferkeit, deren Quelle man freilich nicht kannte, ward bald von seinen Obern bemerkt und belohnt. Er stieg nach und nach immer höher, und ward endlich zum Officier ernannt. Sein Ehrgeiz erhielt durch diesen Posten Nahrung und er selbst mehr Gelegenheit sich hervorzuthun und seinen Zweck sichrer zu erreichen. Dennoch verfehlte er ihn. Ueberall verbreitete er Schrecken um sich her, stürzte sich oft mit wenigen seiner Untergebnen, die sein Beispiel anfeuerte, in den dicksten Haufen der Feinde und blieb eben so oft mitten unter einer Menge Erschlagner unbeschädigt auf dem Kampfplatz. Die mörderischen Werkzeuge des Kriegs schienen ihn nicht verletzen zu können,

nen, auch das ungewohnte, den Europäern so schädliche Clima des Landes erschütterte seine Gesundheit nicht. Einige unbedeutende Wunden ausgenommen, empfand sein Körper keinen Schmerz. Desto mehr litt seine von Natur weiche, menschenliebende Seele. Er machte sich in geheim oft Vorwürfe darüber, daß er schuldlose, für ihre Rechte und Freiheiten kämpfende Menschen, die ihn nie beleidigten, für jene Ungerechtigkeiten büßen ließ, die barbarische Europäer an ihm begangen hätten — daß er einer ihm fremden Nation seinen Arm lieh, um ein Unterdrücker der Völker zu seyn, die seine Achtung verdienten. Ihm dünkte, es wäre weit edler gehandelt gewesen, wenn er *für sie* gestritten hätte. Und er hatte nicht gegen sie *gestritten*, er war ihr Würgengel gewesen, hatte sie oft wie ein Rasender angefallen und seiner Wut geopfert, ohne den geringsten Vortheil für sich, als den eiteln Ruhm und die blutigen Lorbern die er einerndtete. Er verfluchte jetzt die Anstifter und Vollender jenes boshaften Gewebes, das ihn in Europa in Fesseln brachte, seiner bürgerlichen Existenz beraubte, aus seinem Vaterlande trieb und dessen schreckliche Folgen sich bis nach Indien erstreckten — das ihm hier die Waffen in die Hand gab, ihn zum Wüte-

rich machte, der die Thränen unzähliger Wittwen und Waisen auf sich lud.

Wie sonderbar sind oft die feinen Fäden des Schicksals in einander verschlungen! Der Mann mit der heißen Bruderliebe in seinem Busen mußte eines Verbrechens bezüchtigt werden, wofür selbst der Bösewicht zurückschaudert, mußte an der Ausübung seiner Tugenden gehindert werden, und gezwungen in fernen Landen eine Geisel von Menschen zu seyn, die ihre angebohrnen heiligen Rechte vertheidigten, die er sogar dieserhalb schätzte — und eine Rolle zu spielen, die seinem Herzen so fremd war. Wenn er sich dies so lebhaft dachte, empfand er einen Abscheu vor sich selbst — er wollte den beleidigten Indianern gern einen kleinen Ersatz geben, ihnen sein Leben zum Opfer bringen, stürzte sich bei der nächsten Gelegenheit in ihre Glieder — und sie flohen. Er kehrte dann traurig zurück — „Sie verstehen sich schlecht auf ihren Vortheil," sagte er, „sie hatten ja ihre Waffen und ich würde mich nur schwach vertheidigt haben."

Drei Jahre dauerten die Schrecken des Kriegs ununterbrochen fort. Beide Theile machten endlich Friede, in geheim entschlossen ihn zu brechen, so bald ein wichtiger Vortheil davon zu hoffen stünde.

de. Die Truppen sehnten sich nach Europa zurück und harrten mit Ungeduld auf die Ankunft derer die bereits unterwegs waren, um sie abzulösen. Stern wär' eben so gern geblieben, so wenig Ruhe für seine Seele in diesen Gegenden er auch erwarten durfte, allein er mußte dem Befehl des Generals und seinem Schicksal folgen.

Stark klopfte sein Herz als er zum erstenmal wieder seinen Fuß auf europäischen Boden setzte. Erinnerung des Vergangnen, Erwartung der Zukunft, mit bangen Ahndungen vermischt — beides schlug ihn gleich stark danieder. Doch bald erhoben von mächtigern Gefühlen schwand jede Furcht und jedes traurige Andenken. Das unerklärbare Band, das jeden Sterblichen an sein Vaterland fesselt, schien zerrissen, doch war seine Freude unbeschreiblich als er Europa's gesegnete Fluren wieder sah, das er nie geglaubt, nie gehoft hatte — Und dann der Gedanke wie er sie verlassen hatte, als ein unbekannter, verachteter Miethling — zur Erde gebeugt, an seiner Ehre gekränkt, tief unter seine angebohrne Würde erniedrigt — und wie er jetzt zurückkam, als Held und Sieger, dessen Ruhm seiner Ankunft längst zuvorgeeilt war, dessen Name in den Berichten seiner Befehlshaber oben an

 stand,

stand, bekleidet mit allen Ehrenzeichen seines Standes und mit gerechten Ansprüchen auf Belohnung seiner Verdienste. So theuer er dies alles auch erkauft haben mochte — es schmeichelte doch seinem Stolz.

Dieser Stolz ward bald gedemüthigt. Die Truppen wurden reducirt, da der Friede deren Beibehaltung unnöthig machte. Ihn, als einen Ausländer, traf dies Loos zuerst. Man vergaß die Dienste die er geleistet hatte, weil man deren künftig nicht mehr bedurfte, und eine mäßige Summe Geldes, die er erhielt, war seine ganze Belohnung. Unwillig über diese undankbare Behandlung warf er seine Uniform weg, verließ England, und ging, ohne zu wissen warum, nach Deutschland zurück. Sein eigentliches Vaterland vermied er, so gern er einige Nachrichten von da her gehabt hätte. Sein Leben ward ihm nun im eigentlichsten Verstande zur Last, er fand nirgends eine bleibende Ståte und trieb sich unaufhörlich umher. Weit entfernt ein Geschöpf zu suchen, dem er sich hätte mittheilen, in dessen Umgang er hätte Trost finden können, floh er die Menschen, die er als seine Feinde betrachtete. Sein Wohlwollen war gänzlich erloschen — er empfand keine Anhänglichkeit

mehr

mehr an das was außer ihm vorging. Jetzt vermocht' er sogar bisweilen bei einem Bettler der am Wege saß und ihn um eine Gabe ansprach vorbeizugehen, ohne ihm etwas zu reichen, was er vorher nie gekonnt hatte. Seine Seele war in düstern Flohr gehüllt, seine Unzufriedenheit mit sich selbst wuchs mit jedem Tage. Ueberall wo er hin kam erregte seine tiefe Melancholie, sein in sich gekehrtes Wesen und sein oft wilder Blick Aufmerksamkeit. Wenn er irgendwo war und man sich ihm näherte um mit ihm zu sprechen, stand er meistentheils auf, um die Unterredung zu vermeiden — bisweilen ließ er sich zwar drauf ein, aber seine Antworten waren immer sehr kurz. An manchen Orten hielt man ihn gar für wahnsinnig.

So schmachtete er sein Leben dahin — Tiefe Schwermuth vergiftete jeden seiner Augenblicke. Nicht die Rosenketten der Freude und des Genusses — die eisernen Bande der Nothwendigkeit waren es, die ihn noch an diese Welt fesselten. Sein Geist strebte schon längst umsonst sie abzuschütteln — Endlich erbarmte sich seiner der Allerbarmer und lößte sie. Doch war sein Abschied aus diesem Pilgerleben so sonderbar, als seine Wanderung in demselben. Sein Vorhang fiel in einer merkwür-

digen Minute — Fast hätte Schande noch seine leblosen Reste bedeckt und ein schimpflicher Nachruf die Gebeine des Edeln entheiligt, aber die Vorsicht wachte über ihn in seiner letzten Stunde und entriß der Verfolgung das unter ihren Streichen schon blutende Opfer.

Er reißte beständig zu Fuß, theils aus dem ihm natürlich gewordenen Hang sich so viel möglich dem Umgang mit Menschen zu entziehen, theils aus einer ihm sehr nöthigen Oeconomie. So zog er auch einst durch das Land eines deutschen Fürsten, in welchem eine Räuberbande allgemeinen Schrecken verbreitete. Die kühnen Bösewichter hatten bisher alle Mittel ihrer habhaft zu werden zu vereiteln gewußt. Mit so großer Sorgfalt man auch wachte, hatte man doch ihre geheimen Schlupfwinkel nicht entdecken können. — Eines Abends spät — es war schon beinahe Mitternacht — als Stern einem von der Landstraße etwas entfernten Dorfe zueilte, um dort ein Nachtlager zu suchen, hörte er in einem ziemlich ansehnlichen Landhause, das von den übrigen abgesondert am Eingang des Dorfs lag, ein dumpfes Geräusch. Er blieb stehn, horchte aufmerksam, und glaubte in dem obern Stockwerk des Hauses eine ächzende Stimme zu

vernehmen. Er hörte leise Fußtritte, und durch die Ritzen der Fensterläden schimmerte ein schwaches Licht. Als er näher hinzuging fand er die Hausthür nur angelehnt, und in diesem Augenblick stürzte eine Weibsperson unter jammernden Geschrei um Hülfe mit großem Gepolter die Treppe herunter und blieb zu seinen Füßen ohne Besinnung liegen. Sein Entschluß war sogleich gefaßt — Er hatte keine Waffen als ein Couteau, das aber sehr scharf war, und das er zu führen wußte. Mit diesem in der Hand warf er sich einem Kerl in den Weg, der ebenfalls die Treppe herunter und jenem Mädchen nacheilte, um ihr ferneres Geschrei zu verhindern. Er vermuthete nicht jemanden zu finden, der sich ihm widersetzen könnte, und ward ohne Gegenwehr und ohn' einen Laut von sich zu geben, von Stern zu Boden gestreckt. Dieser eilte nunmehr hinauf und in das Zimmer. Ein kläglicher Anblick stellte sich ihm hier dar. Ein Frauenzimmer in bloßem Hemde, an Händen und Füßen gebunden, ihr Mund mit einem Tuche verstopft, lag auf der Erde — und vier Räuber waren beschäftigt aus den Schränken und Kisten, die sie erbrochen hatten, alles einzupacken was ihnen des Mitnehmens werth dünkte.

In einem Augenblick durchbohrte er den einen, der röchelnd seinen Geist aufgab, und vertheidigte sich mit Löwenmuth und seiner ihm angebohrnen Stärke gegen die übrigen, die nun über ihn herfielen. Indem er aber noch einen tödlich verwundete, bekam er von einem andern mit einem ungeheuren Messer einen Stich in die Brust — „Du hast gut getroffen," rief er und sank zu Boden. Die beiden Räuber hielten nach diesem Gefecht, das ein starkes Getös verursacht hatte, nicht für gut sich länger aufzuhalten, sie ließen ihren Raub fahren, eilten davon und schleppten den dritten, der unten lag und wieder einige Kräfte gesammelt hatte mit sich fort. Es war auch hohe Zeit, denn das Mädchen, das sich indeß auch wieder erholte, hatte in der ganzen Nachbarschaft Lärm gemacht und die Gerichtspersonen nebst vielen bewaffneten Bauern eilten auf den Kampfsplatz. Hier war aber nichts weiter für sie zu thun. Man machte die gefesselte Dame frei, verband, so gut es in der Geschwindigkeit geschehen konnte, die beiden Verwundeten, legte sie nebst dem todten Körper auf einen Wagen und brachte sie in Verwahrung. Der Herr des Dorfs, dem es sehr lieb war, daß man einige Räuber lebendig, wiewohl sehr übel zugerichtet, erhascht

hatte, that sein möglichstes ihr Leben zu fristen, um Nachricht von ihren Cameraden zu erhalten. Er schickte so bald der Morgen graute in die nächste Stadt nach einem Wundarzt, kurz vor dessen Ankunft starb aber schon der wirkliche Räuber. Desto mehr Sorgfalt wendete man nun auf den andern — und dies war kein andrer als Stern. Denn ohne zu bedenken, daß es höchst unsinnig sei zu glauben, die Räuber hätten einander selbst umgebracht, daß folglich wenigstens einer von denen, die man auf der Wahlstadt fand, ihr Gegner gewesen seyn müsse, weil es eben so unwahrscheinlich sei, daß derjenige der sich ihnen widersetzt und sie verhindert hatte etwas von dem Raube fortzubringen, selbst davon gelaufen seyn würde — ohne alles dies in Erwägung zu ziehen, hielt man alle drei für Leute eines Gelichters.

So tief auch Sterns Wunde war, gab doch der Arzt einige Hofnung. Er war aber sehr schwach, hatte viel Blut verlohren, und an ein Verhör mit ihm war jetzt nicht zu denken. Der Proceß wurde indeß eingeleitet, die Magd, welche Lärm gemacht hatte, abgehört — sie erzählte den Verlauf der Sache so viel sie davon wußte, unter andern, daß, als sie die Treppe hinuntergeeilt und um Hülfe

geschrien, sie einem Kerl in die Hände gelaufen sei, der unten Wache gestanden, und daß sie vor Schrecken darüber in Ohnmacht gesunken, weil sie gewiß geglaubt hätte, es sei nun um ihr Leben geschehen. Man führte sie zu Sterns Lager, der eben schlief, und sie erkannte ihn sogleich für den, der ihrer Meinung nach an der Thür Wache gehalten hätte. Die Besitzerin des Hauses, wo der Einbruch geschehen war, die allein Licht in der Sache geben konnte, war von dem gehabten Schrecken krank und bettlägerig, das weitere Verfahren blieb also ausgesetzt. Sterns Schwachheit war so groß, daß er verschiedne Tage nichts von allem zu vernehmen schien was außer ihm vorging. Nach und nach erhielt er sein Bewußtsein wieder — der Schmerz seiner Wunde erinnerte ihn an die Gelegenheit, bei der er sie bekommen hatte — aber wie staunte er als er um sich blickte! Ein elendes Loch war sein Zimmer, ein schmutziges Bett sein Lager, seine Kleidungsstücken lagen zerrissen und blutig umher — Wie er in den Zustand gekommen sei, konnt' er schlechterdings nicht begreifen — ihm dünkte er hätte durch den Beistand, den er auf Kosten seines Lebens leistete, etwas mehr Achtung verdient. Endlich kam einer seiner Wärter,

ter, von dem er in Ansehung seiner Belehrung zu erhalten hofte.

„Sagt mir doch guter Freund, wie bin ich hieher gekommen?“

„Ho ho! Wißt Ihr das nicht? Ihr —“ und nun folgten eine ganze Reihe von Schimpfwörtern, die für jenen eben so viel Räthsel waren, weil er nicht begrif, wie man just ihn damit belegen konnte, da er sie am wenigsten hier verdient zu haben glaubte. Er war zu schwach um zornig werden zu können — überdies sah er zu was für einer Classe von Menschen derjenige gehörte der ihn so behandelte.

„Spart Euren unnützen Eifer,“ erwiederte er, „und sagt mir wenigstens bei wem ich bin.“

„Das werdet Ihr schon erfahren — kömmt Zeit kömmt Rath — In Eurer Diebshöhle seid Ihr nicht, das versichr' ich Euch, werdet auch wohl nie wieder dahin kommen.“

„Und doch sieht das Nest hier einer Mördergrube sehr ähnlich, zumal wenn Ihr mit darinn seid.“

„Nur Geduld — Ihr werdet schon herauskommen — in die frische Luft.“

„Das will ich hoffen — Indeß sagt Eurem Herrn, wer er auch immer sei, daß ich eine beßre Begegnung verlange — ich will nicht länger auf diesem abscheulichen Lager bleiben.“

„Wenn Ihr nur auf dem Rade nicht schlimmer liegt.“

Mit diesen Worten ging der tölpische Bauer hinaus und in diesem Augenblick fiel die Decke von Sterns Augen. Er merkte sehr deutlich wofür man ihn hielt und konnte sich die groben Reden seines Gastes nun leicht erklären. „Bin ich denn schon wieder verkannt?“ sagte er mit einem tiefen Seufzer — „schon wieder fälschlich angeklagt? Unbegreifliches Schicksal! Schande war also mein bestimmtes Loos. Ich war gebohren unglücklich zu seyn und unschuldig zu leiden. Mit den Menschen kann mich nichts mehr versöhnen — zerrissen ist das Band das mich an sie knüpfte — Soll der arme Verfolgte seine Henker lieben? — Aber mit dir, ewige Vorsicht, versöhnt' ich mich gern — Mit dem Gedanken blos ein Spielwerk in deinen Händen zu seyn kann ich's nicht — Die Stützen der Religion und Vernunft sind gebrochen — hast du eine festre so gieb sie mir daß ich mich dran halte.“ —

Jetzt kam der Arzt ihn zu besuchen — die Bewegung in die ihn sein Selbstgespräch versetzte, hatte seinen Zustand in etwas verschlimmert — er untersuchte seine Wunde und befahl ihm ruhig zu seyn. „Wie kann ich das," erwiederte er, „nach dem was ich gehört habe? Ich bitte Sie mein Herr, erklären Sie mir das ganze Schreckliche meiner Lage und die Ursach warum man so mit mir umgeht. Sagen Sie mir, wofür hält man mich?"

Der Arzt lächelte — „Ich glaube wohl, daß Ihr gern für etwas besseres gehalten werden möchtet, als Ihr seyd — aber die Umstände unter denen man Euch ertappt hat lassen das nicht zu. Ich bin blos hier, um für Eure Wiederherstellung Sorge zu tragen, das andre überlaß' ich Eurem Richter."

„Diese Umstände mögen seyn wie sie wollen — denn ich weiß nichts davon — das was vorherging müßte, dächt' ich, zu meiner völligen Rechtfertigung, ja zu meiner Ehre gereichen. Ich wagte mich allein gegen eine Rotte bewaffneter Räuber, um mir ganz unbekannten aber hülfsbedürftigen Menschen beizustehn."

„Wie? Ich erstaune — Entweder dies ist eine unerhörte Frechheit, oder — doch wie könnte man

sich

sich irren? Es sind ja Zeugnisse genug gegen Euch da. Ihr waret selbst einer jener verruchten Bösewichter."

„Unglückliches Misverständniß!"

Der Arzt verließ ihn jetzt und theilte dem Richter die gehabte Unterredung von Wort zu Wort mit. Man war zu sehr wider ihn eingenommen, um seinen Reden den geringsten Glauben beizumessen. Man hielt ihn vielmehr für einen recht abgefeimten Bösewicht, der die Verstellungskunst sehr weit zu treiben wisse. Um zu sehn ob man ihn nicht zum Geständniß und zur Entdeckung seiner Mitgesellen bringen könne, wollte der Richter, ob es der Wundarzt gleich widerrieth, ein Verhör mit ihm anstellen. Er ging mit den andern Gerichtepersonen zu Stern und vernahm ihn über die dahin gehörigen Punkte — er erzählte den wahren Verlauf der Sache und betheuerte seine Unschuld — man drang in ihn, er blieb bei seiner Aussage — die Magd wurde geholt, sie sagte es ihm auf den Kopf zu, daß er bei dem Einbruch gewesen sei und unten Wache gestanden hätte, er läugnete alles und erklärte den Irrthum. — „Nun seh' ich wohl, es hilft alles nichts," sagte endlich der Richter, „Ihr seid geübt im Leugnen, ich erwartete

nichts

nichts beßres von Euch — aber glaubt mir, ich will Euch zum Bekenntniß bringen. Es soll Euch diesmal nicht so leicht werden die Tortur zu überstehen, als es Euch vielleicht das erstemal ward."

Bei diesen Worten, die alle die Leiden die er erduldet, alle Schrecken vergangner Tage in sein Gedächtniß zurückriefen und ihn mit schaudervollen Erwartungen der Zukunft erfüllten, ward Stern bleich und sank in Ohnmacht. Man nahm dies für ein deutliches Zeichen seiner Schuld, der Wundarzt eilte ihm zu Hülfe und der Richter verließ ihn. — Allerdings war der Schein gegen ihn. Der Arzt hatte, als er ihn zum erstenmal verband, an verschiednen Theilen seines Körpers Eindrücke und Flecken gefunden, die er sogleich für das erkannte was sie wirklich waren, Spuren der schon einmal ausgestandnen Folter. Er machte seine Entdeckung dem Richter bekannt und niemand zweifelte mehr, daß er ein Mitglied der Bande sei, welcher man schon so lange nachgetrachtet hatte. Stern, der von diesem allen kein Wort wußte, ward auf das heftigste bestürzt als er den Richter so sprechen hörte, ein Geheimniß entdeckt sah, das er so gern vor sich selbst verborgen hätte — seine Lebensgeister verließen ihn. Diese Gemüthsbe-

wegung hatte für ihn die traurigsten Folgen. Als er wieder zu sich selbst kam, war er so matt, daß ihm seine Zunge den Dienst versagte, so viel er auch auf dem Herzen hatte. Den folgenden Tag, als er sich etwas gestärkt fühlte, ließ er den Richter bitten, ihn aber ganz allein zu besuchen. Er kam, und nun erzählte er ihm die Hauptumstände seines Lebens und die Ursach, die ihn bereits einmal der härtsten Probe menschlicher Standhaftigkeit unterworfen hätte, mit dem Ersuchen sich an den benannten Orten nach der Wahrheit dessen zu erkundigen, was er ihm gesagt hatte. Der Richter zeichnete sich alles auf, ohne ihm darum mehr Glauben beizumessen.

Hier stand nun der unglückliche Stern von neuem an dem Rand eines fürchterlichen Abgrunds. Schwebend zwischen Leben und Tod, von körperlichen Schmerz und Seelenleiden zugleich angegriffen, wie nahe konnte ihm der entscheidende Augenblick seyn, wo der Vorhang fiel, die undurchdringliche Scheidewand zwischen Zeit und Ewigkeit — das Ziel seines dornenvollen Pfades — dann begleiteten Flüche seinen Leichnam zum ehrlosen Grabe und unauslöschliche Schande ruhte auf seinen modernden Gebeinen. Oder er genas und

sein

sein schwarzes Verhängniß übergab ihn von neüem einem unerbittlichen Gericht, sein Körper würde wieder mit den schmerzlichsten Martern bedroht. Doch die Vorsicht erbarmte sich seiner in dieser schrecklichen Crisis — sie ließ ihn nicht ganz sinken, und sendete ihm einen Engel des Trostes, zu einer Zeit wo er dessen am meisten bedurfte. — Die Dame der er so großmüthig beigestanden hatte, befand sich wieder besser, der Richter begehrte ihr Zeugniß gegen den verhafteten Inquisiten. Sie selbst war begierig ihn zu sehen und man führte sie zu ihm. So wie sie ihn erblickte fiel sie vor seinem Lager auf die Knie, ergrif seine Hände und rief: „O mein Erretter! Ist das möglich? In einem solchen Zustand muß ich Sie wieder sehn?" — Alle Anwesende erstaunten.

„Ich bin es schon gewohnt unschuldig verdammt zu werden;" erwiederte er — „Ihre Gegenwart richtet meinen niedergeschlagnen Geist wieder auf — Kaum hätt' ich geglaubt, daß ich auf dieser Welt noch einiger Freude fähig seyn könnte. Ich dank' Ihnen daß Sie nicht in das allgemeine Geschrei gegen mich einstimmen."

„Welch' eine verworfne Creatur müßt' ich seyn, wenn ich das könnte." Sie wandte sich hierauf

zum Richter — „Machen Sie Ihr Versehen wieder gut und geben Sie diesem edeln Manne Genugthuung. Er war es der sich ganz allein mit unerschrocknem Muth jenen Bösewichtern widersetzte, die mich so grausam behandelten, und zum Lohn dafür in dieses elende Behältniß gebracht, auf dieses jämmerliche Lager geworfen und mit Schmach und Schande bedroht wurde. Was wär' aus ihm geworden, wenn der Allmächtige meinem Leben ein Ziel gesetzt hätte. Ich zittre wenn ich daran denke."

Alle Zweifel waren nun gelößt — Der Richter bat Stern um Verzeihung und führte die Gründe an, die sein Betragen gegen ihn entschuldigen konnten. Man machte Anstalt ihn auf ein bequemes Zimmer zu bringen, das der Herr des Dorfs ihm sogleich einräumte. Jedermann betrachtete ihn mit Ehrfurcht und beeiferte sich, etwas zu seiner Pflege und Wartung beizutragen. Die Dame kam fast nie von seiner Seite. — Ein Strahl von Hofnung für ihn blickte jetzt aus dem düstern Gewölk das bisher jeden seiner Schritte umgab, aber bald versank er in ewige Nacht. Die Menschen die seinen Werth zu spät kennen lernten, wünschten ihn länger zu genießen, um ihm

einen Theil der Quaalen zu vergüten, die er unter ihnen erlitten hatte; die Vorsehung beschloß es anders — sie wollte nur am Rande des Grabes seine Ehre retten — es war das letzte hell auflodernde Flämmchen der Lampe bevor sie verlischt. — Die tiefe Betrübniß die er empfand als er hörte für was er gehalten wurde, die Mühe die er sich gab sich zu vertheidigen, das viele Sprechen bei und nach dem Verhör, der jähe Schreck, den ihm der Richter verursachte und die überraschende Freude sich mit einemmal aufs vollkommenste gerechtfertigt zu sehen — dies alles hatte eine tödliche Entzündung seiner Wunde verursacht. Man wendete alle Hülfsmittel zu seiner Rettung an, vergebens — sein Zustand verschlimmerte sich stündlich. Er konnte in der zweideutigen Mine des Arztes schon sein Urtheil lesen, aber er wollte Gewißheit haben und drang darauf ihm nichts zu verhehlen. „Ich bin auf alles gefaßt," sagte er, „mir ist meine Auflösung Wohlthat — wie könnt' ich vor dem Tode zittern den ich so oft gesucht habe?"

„Wenn das ist, so ist Ihr Wunsch erfüllt, braver Mann," erwiederte jener, „ohne ein Wunderwerk ist keine Hofnung zu Ihrem Aufkommen."

„Gott sei Dank, so hab' ich vollendet! Wer auf des Lebens Reise so oft strauchelte, nirgends Ruhe fand und unaufhörlich mit Ungeheuern zu kämpfen hatte, die sich ihm in den Weg warfen und ihm jeden Schritt streitig machten, der erblickt gewiß das Ziel seiner Wanderschaft mit Freuden."

Von diesem Augenblick an bis auf den letzten seines Lebens verließ ihn seine Heiterkeit nicht; keine Furcht des nahen Todes störte sie. Die Ewigkeit eröfnete ihm eine freudenreiche Aussicht und er fühlte sich geschickt sie zu genießen — bereit jede seiner Handlungen dem Richter darzulegen, dessen Untersuchung er nicht scheuen durfte. Seine Phantasie schwebte schon in den hohen Regionen der Geisterwelt. Endlich verschied er in den Armen der Dame, die er auf Kosten seines Lebens befreit hatte, von ihr beweint und allen die ihn diese letzte Zeit gekannt hatten aufrichtig bedauert.

Dies ist die Skizze des Lebens eines Mannes der auf das glänzendste Glück gerechte Ansprüche machen konnte. Seine Talente wetteiferten um den Vorzug mit seinem edlen Herzen — an der Ausübung jener ward er verhindert, dieses würde verkannt. Ein Gegenstand der wütendsten Verfolgung, ward ihm nie die kleinste Ruhe ge-

gönnt

gönnt — doch sank er nie unter seinen schweren Lasten — sie beugten ihn, aber seine Kräfte zu erschöpfen vermochten sie nicht. Das Gefühl unschuldig leiden zu müssen, war ihm das schmerzlichste — keine seiner Martern kamen dieser gleich. — Giebt's jenseit des Grabes Ersatz für die Leiden disseits — ist die Zukunft eine Vergelterin — wie herrlich muß der Lohn dieses Mannes seyn — wie glänzend sein Geist in den Sphären! — Friede seiner Asche!

---

# Der Forscher nach Freiheit.

Kinder ergötzen sich an Puppen — Erwachsne an Lieblingsmeinungen — beides ist Spielwerk, beides ist ihnen unentbehrlich. Das graue Alterthum hat sie geheiligt — die Nachwelt wird sie verehren — die Tyrannin Mode, die sogar über Geister herrscht, findet in dieser Region keine Anbeter. Unveränderlich ist das Gesetz der Natur. So lange es Kinder gab und geben wird, so lange werden kindische Spiele ihnen die Zeit, die sie noch nicht besser zu nützen wissen, verkürzen — der Jüngling verachtet sie, der stolze Mann lächelt darüber, ohne zu bedenken, ob nicht höhere Wesen über ihn lächeln, und auf seine Puppen verächtlich herabsehen. Es ist eine gar zu schöne Sache um die Schlößer die man in die Luft baut, als daß man die Neigung dazu so leicht aufgeben sollte. Man ist da sein eigner Baumeister — und wem gefallen nicht seine eignen Werke? — Das Gebäude ist so schnell aufgeführt, es droht freilich

jeden Augenblick einzustürzen, weil der Grund nichts taugt, aber so lange das Ding steht sieht es doch gut aus, und stürzt es, husch steht wieder ein andres da, welches bald das Schicksal seines Vorgängers hat. Das Beispiel ist hinreißend, man sieht um und neben sich dergleichen Schlösser aufführen, warum sollte man nicht auch sein gutes Glück versuchen? Jener Hofnarr der von seinem König die Wette gewann, als die Rede davon war, welcher Kunst oder Wissenschaft sich die meisten Menschen befleißigten, und der Schalk behauptete, daß der größte Theil derselben Aerzte wären, es auch bewies — er würde sie noch weit sichrer gewonnen haben, wenn er gesagt hätte, daß es Baumeister wären. —

Vorurtheile beherrschen den Geist des Menschen — diese Wahrheit ist zu ausgemacht, als daß es erst eines großen Beweises bedürfte — Man kann ihr Joch abschütteln, man kann einsehen daß man fehlte — wie selten aber geschieht dies! Selbst mit der Muttermilch eingesogene Irrthümer, die sich so stark in unsre Seele weben, sich so gern bis zum Grabe erhalten, können bei reifrer Einsicht abgelegt werden, aber — zehn gegen eins — es treten andre an ihre Stelle. Der

Mensch scheint dazu gebohren im Dunkeln zu tappen. Es giebt immer Winkel wohin selten oder nie ein Strahl der Vernunft drang. Wenn selbst die Ersten der Sterblichen, Männer, deren Talente, deren ausgebreitete Kenntnisse allgemeine Bewunderung erregen und verdienen, den Tribut der Menschheit zollen, wenn auch sie mit dem Strome schwimmen, was soll man sagen? Es ist hienieden unser Loos zu irren — Glücklich wer es am seltensten thut. Ein Phantom giebt es auf unsrer Erde dessen Zauberkraft unaussprechlich ist — Die aufgeklärtesten Weisen aller Nationen und aller Zeitalter preisen es — die Zungen aller Redner fließen über von dessen Lobe — Dichter verewigten es in ihren erhabnen Gesängen, und Dichterlinge beten ihnen nach — es ist das Idol aller Völker der Erde — nur die Priester einiger finstern Secten schreien dawider, wie gegen jedes Wahre und Gute — eine desto größere Aufforderung es für ein wahres Gut zu halten — und dennoch ist es nur ein Schattenbild das uns jeden Augenblick entwischt, wenn wir es zu besitzen wähnen — ja, das wir noch erhalten zu haben uns schmeicheln, wenn die gesunde Vernunft und das geringste Nachdenken uns belehren muß, es sei verlohren

oder vielmehr es sei niemals da gewesen. Wie manchen würdigen Mann täuschte schon dieses Irrlicht, oder er täuschte uns, wenn er sich glücklich pries es erhascht zu haben. Mit der wärmsten Menschenliebe in seinem Busen war er stolz auf dies Geschenk des Himmels, und sah mit Mitleid auf seine minder glücklichen Brüder herab, die wieder tausend andre neben sich beklagen, weil sie zu fühlen glauben, daß ihr guter Genius ihnen das gewährte was jenen versagt ward. Reizend muß dieses Bild freilich seyn, weil es eine so allgemeine Begierde es zu besitzen erregt, weil alles was Odem und Leben hat und alles was eine Feder zu halten und damit auf Papier — auch allenfalls Unsinn — zu kritzeln vermag, es einstimmig rühmt und preißt. — Aber wie heißt denn dies Phantom? das werdet Ihr gleich hören, lieben Leser.

* * *

In einer mittelmäßigen Stadt in Deutschland lebte ein Jüngling mit offnem Kopf und biederm Herzen — Sein Name thut nichts zur Sache, wir wollen ihn Elias nennen — das war

sein Taufname. Seine Eltern waren frühzeitig gestorben und er stand unter der Gewalt eines Vormundes, der ihm zwar in Ansehung seiner künftigen Lebensart die Wahl ließ, aber doch immer in ihn drang sich darüber bestimmt zu erklären, denn Elias wuchs schon heran, und war nun im vierzehnten Jahre. Diese Bestimmung war aber just unsers Jünglings Sache nicht, es ward ihm herzlich schwer sich darüber zu erklären uud er verschob es immer von einer Zeit zur andern. Die Ursach war folgende: Er hatte, seitdem er den Gebrauch seiner Vernunft erhielt, vieles, aber auch alles durcheinander gelesen. Lectüre war seine Lieblingsbeschäftigung und er fiel über alles was nur einem Buche ähnlich sah begierig her. Manche dieser Bücher waren nun freilich gar nicht für ihn geschrieben. Ohne Wahl, ohne gehörige Beurtheilungskraft, ohne Kenntniß der Welt vermochte er das Wahre vom Falschen, das Schimmernde vom Aechten, blos speculativische Grillen von dem was wirklich anwendbar war, nicht zu unterscheiden. Es konnte zwar nicht fehlen, daß er eine Menge Ideen in seinen Kopf bekam, aber sie waren eben so oft schwankend, seicht und verwirrt, als richtig, je nachdem die Quelle war, aus der er sie schöpfte,

und diese zu untersuchen war ihm nie eingefallen. Da sein Herz sehr empfänglich und er sonder alle Erfahrung war, so ging es auch eben so natürlich zu, daß romanhafte und sonderbare Begriffe sich ihm aufdrängten, die sein Hirn gar wunderbar durchkreuzten. Alles was er las machte Eindruck auf ihn, und der letzte schwächte die vorigen nur, verdrängte sie nicht ganz. So war er bald mit einem Robinson auf einer wüsten Insel, baute sich Hütten, focht mit Wilden und brachte sein Leben bis zu seiner endlichen Abholung durch ein verschlagenes Schiff auf einer abentheuerliche Weise dahin, bald wandelte er mit den Hirten in Arkadien auf blumichten Wiesen, in schattichten Hainen und an murmelnden Bächen umher, bald war er ein Held und erfocht im Getümmel der Schlacht blutige Lorbeern. Er weinte bei empfindsamen Romanen, wünschte sich in ein Kloster und schwur darauf es müßte eine unaussprechliche Wonne seyn, auf dem Grabe seiner Geliebten zu sterben. Dann war er wieder in einem Harem, umgeben von einer Menge wollüstiger orientalischer Schönheiten, die ihn alle zu einem Genuß einluden, von dem er sich, ohne ihn genau zu kennen, keine geringen Begriffe machte. Er versetzte sich in die Palläste der Feen, wo nichts

als

als Diamanten blitzten und ritt mit den Hexen in der Walpurgisnacht auf Besen nach dem Blocksberg. Er athmete nichts als Freundschaft, wenn er sie mit Enthusiasmus geschildert fand, und sann hin und her wer unter dem kleinen Zirkel seiner Bekannten der würdigste sei, um im Nothfall Blut und Leben für ihn aufzuopfern — nichts als Liebe, wenn ein Dichter sie unter lachenden Bildern darstellte. Wenn diese Idee einmal die herrschende war, so war seine dringendste Angelegenheit, ein weibliches Geschöpf ausfindig zu machen, dessen Herz mit dem seinigen sympatisirte und dem er die Fülle seiner Empfindungen mittheilen konnte. Da haperte es nun aber gewaltig. Die Frau seines Vormunds und eine alte Magd die ihm aufwartete, waren beide nicht sehr geschickt um Liebe einzuflößen und schienen den Ausbrüchen seiner Zärtlichkeit allerdings nicht würdig – gleichwohl machten diese zwei bisher die Summe seiner Bekanntschaften unter dem schönen Geschlecht aus. Ein Versuch, den er einmal im Drang seiner Leidenschaft gemacht hatte, einem jungen reizenden Frauenzimmer dem er auf der Straße begegnete, die Neigung zu gestehen, die er in dem Augenblick für sie gefaßt hatte, und sie um Gegenliebe anzuflehen, war zu übel

ab-

abgelaufen, als daß er ihn noch öfter wagen wollte. Man hatte ihn für einen muthwilligen Buben angesehen und ihm mit Ohrfeigen gedroht. Mit einem Wort, er war der größte Schwärmer seiner Art den man sehen konnte — Andächtler und Freigeist, abergläubiger Narr und Philosoph, irrender Ritter und Mönch — je nachdem seine jedesmalige Lectüre es mit sich brachte, und er war alles dies in desto höherm Grade, je mehr die Verfasser dieser Schriften ihre Gegenstände mit Anmuth und Würde behandelt halten und je blühender und hinreißender ihr Styl war. Da er alles sehr treuherzig glaubte was er las und das meiste im eigentlichsten Verstande des Wortes nahm, so konnt' es nicht fehlen, er mußte, wenn er ohne Warnung blieb, bei seinem künftigen Eintritt in die Welt sich auf allen Seiten den Kopf zerstoßen.

Unter allen den hunderttausend Dingen, die in demselben spukten, war doch eins, das einen vorzüglichern Eindruck auf ihn machte als alle die andern, und auf das er, wenn es auch andre bisweilen verdrängten, jederzeit wieder zurückkam. Freiheit war seine Lieblingsidee — frei, ganz unabhängig von andern zu leben — unnennbares Entzücken bemeisterte sich seiner, wenn er sich

dies so lebhaft dachte. Sein Vorsatz blieb fest und unerschütterlich, für dies Gut, das edelste der Menschen, alles zu wagen, und es mit Verlust seines Lebens zu vertheidigen. Er genoß schon im Voraus die Wonne frei zu seyn, und wiegte sich in den süßesten Träumen. Die größte Schwierigkeit war jetzt, diese Freiheit aufzufinden — denn daß sie nicht überall existirte, nicht den so sehr verschiednen Ständen des Menschen in gleichem Maas zugetheilt war, das konnt' er, da er doch Augen und Ohren hatte, sich selbst nicht ableugnen, so weh es ihm übrigens that, diese mißliche Entdekkung gemacht zu haben. Wer ihn hätte überreden wollen, daß sie eigentlich nirgends als in seiner Bücherwelt zu finden wäre, den hätt' er ohne Umstände für einen Tollhäusler erklärt. In der Schule die er frequentirte war freilich wenig Nahrung für sein System zu holen, das mußt' er gestehen — Der Rector pflegte, wenn Unordnungen daselbst vorfielen, gewisse triftige Argumente gegen die unbefugte Freiheit zu führen, gegen deren Stärke sich von Seiten der Schüler allerdings nichts einwenden ließ, und denen sie nichts entgegensetzen konnten als Geduld oder ein lautes Klaggeschrei, das ihren Zustand nicht immer verbesserte. Da wußt' er sich

aber

aber bald zu helfen. „Der Rector," sagte er, „ist ein alter Pedant, der seine Griechen und Römer wohl verstehen mag, aber die edlern Triebe der Seele gewiß nicht kennt. Wie will er etwas von Freiheit wissen, wie will er sie schätzen können, da sein ganzes Ansehen auf Tyrannei gegründet ist, und es ihm weit leichter dünkt Sclaven zu bändigen als freie Menschen zu belehren? Er ist im Schulstaub aufgewachsen, und wird Zeit seines Lebens im Staube kriechen." — Was seinen Vormund anbetraf, der ein strenger aber sehr vernünftiger Mann war, so war er bei ihm freilich auch mancherlei Arten von Zwang unterworfen, gegen den er umsonst sich würde aufzulehnen gesucht haben. Diesen üblen Gebrauch schrieb er aber der Kraft der Verjährung zu, welche so oft mit dem was offenbar besser ist streitet. Ueberdies war jenem eine Art von väterlicher Gewalt über ihn aufgetragen, die er zwar ebenfalls, so wie alles was einen Begrif von Subordination einflößte, mißbilligte, sich ihr aber doch nunmehr nicht widersetzen durfte. Ueberhaupt sah er ein, daß es zu spät sei in seiner jetzigen Lage etwas abändern zu wollen — dafür erreichte seine Sehnsucht dies Joch abzuschütteln den höchsten Grad. Er wünsch-

te über die Jahre hinwegfliegen zu können, während welchen er mit so harten Banden gefesselt bleiben sollte — denn er sah es als eine ausgemachte Wahrheit an, daß in dem Augenblick, da die Gewalt seines Vormunds und des Rectors über ihn aufhören würde, in der ganzen weiten Welt mehr kein Mensch von seinen Handlungen Rechenschaft fordern dürfte. An die bürgerlichen Verhältnisse, denen er alsdann unterworfen seyn würde, dachte er gar nicht.

Sein Vormund setzte ihm eines Tages sehr ernstlich zu, sich zu erklären, welchen Stand er ergreifen wolle, um künftig mit Ehren in der Welt leben zu können. „Es ist hohe Zeit,“ setzte er hinzu, „ich will keine Ausflüchte mehr hören. Du hast mich lange genug hingehalten, meine Pflicht fordert es von mir, auf Dein Bestes bedacht zu seyn, wenn Du selbst keinen Trieb in Dir fühlst und leichtsinnig genug denkst Dein künftiges Glück dem Ungefähr zu überlassen.“

„Wenn ich mich denn erklären muß,“ erwiederte Elias, „so sag' ich Ihnen, daß ich mich jetzt zu nichts entschließen kann, ja, daß es sehr zweifelhaft ist, ob ich mich jemals für einen bestimmten Stand erklären werde. Freiheit ist das ange-

bohr-

bohrne Gut des Menschen — diese will ich bis zu meinem letzten Odemzug verfechten, dies erhabne Geschenk der Gottheit nicht mit Füßen treten. Ich kenne und schätze den Werth desselben zu sehr. Wenn meine Erfahrung sich erweitert, dann erst will ich prüfen, welcher Stand mir vollkommne Freiheit gewährt — den werd' ich wählen. Und find' ich keinen so bleib' ich." —

„Ein Taugenichts — Du bist schon jetzt auf dem besten Wege dazu. Wo hast Du die albernen Fratzen her? Aus Deinen Büchern vermuthlich. Eine trefliche Anleitung die sie Dir geben. Vollkommne Freiheit willst Du genießen — je nun, so werd' ein Straßenräuber — ich wüßte heut zu Tage keine Lebensart, wo man so frei leben könnte als in dieser — wie's am Ende abläuft das ist freilich Deine Sorge."

Elias machte noch verschiedne Einwürfe und citirte lange Stellen aus seinen Büchern, die alle dazu dienen sollten, seine Grundsätze zu vertheidigen, wie er denn steif und fest glaubte daß sie es wirklich thäten, bis der Alte endlich ungeduldig wurde und ihn zur Thür hinausschob. Er machte noch einige, aber eben so vergebliche Versuche, ihn auf eine bessere Meinung zu bringen.

Alles was er von ihm erhalten konnte war, daß er die Schulstunden nicht versäumte. Er sah wohl, daß mit dem Burschen nichts anzufangen war, und überließ ihn also, wiewohl mit schwerem Herzen, seinem Schicksal.

Je älter Elias ward, desto mehr fühlte er das Joch das auf seinem Nacken lag, und suchte es abzuschütteln. Dies gelang ihm nun freilich nicht, denn so sehr sein Vormund seiner Thorheiten überdrüßig war und so gern er ihn los gewesen wäre, so glaubte er doch wider sein Gewissen zu handeln, wenn er den jungen Wüstling, der noch unfähig war sich zu regieren, sich selbst überließ. Dafür suchte dieser sich dies Joch wenigstens leichter zu machen und ließ keine Gelegenheit vorbei, wo er zeigen zu können glaubte, daß ihm kein Mensch etwas zu befehlen habe. Er raste bisweilen im Hause herum wie ein Kobolt — das ließ man geschehen und er ward endlich selbst müde. Er blieb einmal vorsätzlich bis in die späte Nacht aus, als er kam ward er eingelassen. Das zweitemal ward ihm die Thür nicht geöfnet, er mochte lärmen und schreien wie er wollte, und er war gezwungen die Nacht auf der Straße zuzubringen. Das drittemal ging es eben so und nun ward er auf einmal ordent-

dentlich. In einem Paroxismus von Freiheitssucht schmiß er einst alle Fenster in seiner Stube in Stücken und befahl alsdann sehr gebieterisch, daß man ihm neue machen sollte. Sein Vormund gab es schlechterdings nicht zu. Es war eben sehr kalt, die Zähne klapperten ihm für Frost, er verkleisterte die Fenster mit Papier, dies wollte aber alles nicht viel helfen. Sein Feuer wurde ziemlich gedämpft. Als er sah, daß er mit Sturm nichts ausrichten konnte, legte er sich aufs Bitten. Der Vormund sagte ihm: „Mein lieber Elias, die Freiheit die Du für Dich selbst verlangst, mußt Du doch andern auch lassen. Du hast die völlige Freiheit gehabt Deine Fenster einzuschlagen — wiewohl da noch mancherlei einzuwenden wäre — nun steht es aber auch lediglich bei mir, ob ich sie wieder will machen lassen oder nicht. Denn das Haus ist mein, kein Mensch außer mir hat hier etwas zu befehlen." So mußt' er noch acht Tage frieren, und hatte die schönste Gelegenheit von der Welt sich in der Geduld zu üben. Die Ausbrüche seiner Freiheitsliebe wurden nun etwas seltner, weil er sah, daß er immer den Kürzern zog, bisweilen lief aber doch noch ein Schwank mit unter.

Es fiel ihm einmal ein Gedicht in die Hände das außerordentlichen Eindruck auf ihn machte. Es war überschrieben: Der Werth der Freiheit. Das war eine trefliche Nahrung für Elias Phantasie. Der Dichter hatte seinen Pinsel in das Blaue des Himmels getaucht, um seinen Gegenstand würdig schildern zu können — das reine aetherische Feuer der Gottheit hatte sich auf ihn herabgesenkt und ihn durchglüht — der Geist des Weltalls hatte ihn inspirirt — und was des Bombastes mehr war, der da in jeder Zeile herrschte. — Das muß wahr seyn, er hatte in seinem Singsang alles hervorgesucht und alles gesagt, was man nur zum Lobe der Freiheit sagen kann, und, die Kleinigkeit abgerechnet, daß das was darin stand eher auf jede andre Welt als auf die unsrige paßte, war es wirklich ein schönes Stück Arbeit. Elias las die Ode mit solcher Begierde, daß er sie bald auswendig wußte. Der Refrein einer jeden Strophe war:

„Heil mir! Ich bin ein freier Mann.“

Diese Worte fielen unserm Schwärmer am meisten aufs Herz. Er wünschte nichts mehr als diesen göttlichen Mann kennen zu lernen, dessen

Geist sich bis über die Wolken schwang. Da er sich von der Würde des Menschen als Menschen sehr wunderliche Begriffe machte, so glaubte er, der Verfasser dieses Gedichts müsse ein großer erhabner Mann seyn, und wenigstens zunächst an dem Thron eines Königs stehen. Da er aber den Namen desselben nicht wußte, auch nie etwas ähnliches gelesen hatte um ihn errathen zu können, so war er ungewiß, an welchem Hofe er ihn einst aufsuchen sollte, denn das hatt' er sich fest vorgenommen zu thun. Wie staunte er aber als er von ungefähr erfuhr, daß dieses große Genie mit ihm in einer Stadt und zwar in einer sehr kleinen abgelegnen Straße wohne. Er konnte nicht begreifen, wie der Glanz dieses Lichtes, das nach seiner Meinung den halben Erdkreis zu erhellen fähig sei, sich hier so verbergen könnte, daß er nicht jedermann die Augen blendete, noch wie es möglich sei, daß sein Name nicht an allen Ekken und auf allen Marktplätzen erscholl, daß man ihm nicht Ehrensäulen setzte und ihn wenigstens als einen Halbgott, als einen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts verehrte. Er machte sich sogleich auf die Beine, um diesen Mann zu besuchen und ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen. Das Gäß-

chen worinn er wohnte war der Aufenthalt der Hefe des Volks, der Lastträger, Straßenbettler und dergleichen Gesindels. Elias stutzte nicht wenig — doch, dacht' er, der Mann ist ein Philosoph, er hat vielleicht seine guten Ursachen unerkannt bleiben zu wollen, und sich in sich selbst zurückzuziehen — man fand ja wohl eher einen Diamant in einem Sandhaufen. Nach langem Suchen und Fragen zeigte man ihm endlich eine kleine schmutzige Hütte. Er trat hinein und man wieß ihn hinauf in eine Dachstube. Nicht ohne Gefahr den Hals zu brechen trat er seine Reise dahin an, denn es war mehr eine Art von Hünersteige als eine Treppe, auf welcher er zu dem Behältniß des großen Weisen hinanklimmen mußte. Endlich langte er an. Ein heiliger Schauer ergrif ihn als er anklopfte. Er glaubte ganz gewiß er würde eine Art von höherem Wesen erblicken — wie erschrak er aber als ihm ein langer dürrer Mann mit einem bleichen Gesicht, dessen Züge der Hunger verunstaltet hatte, die Thür öfnete und ihn mit holer Stimme fragte was er wolle? Um seinen Leichnam hing eine Art von Schlafrock, der aber so zerlumpt war, daß es eine Preisaufgabe für allein- und ausländische Manufacturisten gewesen seyn würde, wenn

sie den ursprünglichen Stoff desselben hätten bestimmen sollen; unter demselben guckte ein Hemde hervor, das alles Wasser des Oceans nicht wieder hätte rein machen können; eine Mütze von gleicher Beschaffenheit bedeckte sein ehrwürdiges Haupt, und seine Füße staken in einem Paar Pantoffeln, deren Obertheile stündlich ihrer Auflösung entgegen sahen, da sie nur an wenigen Orten mit den untern noch zusammenhingen. So war der Mann selbst, und das Zimmer worin er sich aufhielt entsprach seinem Bewohner völlig. Die Mobilien in demselben bestanden aus einer Strohmatratze, einem Tisch, der sehr weislich scharf an die Wand angerückt war, weil ihm zwei Beine fehlten, und einem hölzernen Schemel. Außerdem befand sich noch da ein Dintenfaß, einige Bogen Papier, ein Paar zerkaute Federn, eine schmutzige Oellampe, und an einem Nagel hing das Festkleid des Dichters, das dermalen auch die Stelle des Alltagskleids vertreten mußte, weil er überall den Wechsel nicht liebte und der Pracht gar nicht ergeben war.

Elias trat mit sichtbaren Zeichen des Erstaunens hinein und war in Verlegenheit wie er die Frage des Gespensts, was sein Begehren sei, beant-

worten sollte. Er wollte eben mit einer Gegenfrage herausrücken, ob er der Mann wirklich sei den er suche, denn er zweifelte noch immer, als ihm dieser zuvorkam.

„Ha ha! Ich merk' es schon," rief er aus, „Sie verlangen gewiß ein Gelegenheitsgedicht — einen Wunsch an eine schöne Freundin zu ihrem Jahrs- oder Namenstage, oder ein Hochzeitgedicht an eine liebe Verwandte — ein Epithalamium — oder ein Empfehlungsschreiben, eine Epistola dedicatoria an einen hohen Gönner — vielleicht auch ein Carmen zum Abschied an einen Freund — oder einen Rundgesang bei einem Schmause — eine Inscriptio in stilo lapidari — reden Sie nur — Sollt' es auch ein Trauergedicht seyn, einige Blümlein auf das Grab irgend eines Biedermanns — ich kann mit allem dienen — befehlen Sie."

Elias sah nun wohl, daß er an den rechten Mann gekommen war, seine Verwunderung über ihn ward aber deswegen nicht verringert. Er konnte alles das was er sah und hörte nicht recht mit der Idee zusammenreimen, die er sich von dem freien Mann machte. „Es ist wahr," erwiederte er, „blos Ihre Talente sind es, die mich zu Ihnen führen —"

„Dacht' ich's doch!“

„Dennoch kam ich nicht um einen Beweis derselben von Ihnen zu verlangen“ —

„Nicht?“ — Das ohnedies lange Gesicht des Dichters verlängerte sich hier noch um einige Zoll — „So so! Nun was steht denn zu Ihrem Befehl?“

„Ich kam hieher um Ihnen meine Bewunderung zu bezeigen, Sie zu bitten, mich in die Zahl Ihrer Verehrer aufzunehmen, und aus der Fülle meines Herzens Ihnen meinen wärmsten Dank zu Füßen zu legen.“

„Dank! Wofür denn? — Setzen Sie sich doch, ich bitte Sie.“ — Er nöthigte hier unsern Elias auf den hölzernen Schemel und ließ sich alsdann mit vielem Anstand auf der Matratze nieder, welche ihm eigentlich zum Lager diente, aber so oft er Visiten erhielt die Stelle eines Sessels vertreten mußte. —

„Sagen Sie mir,“ hub er alsdann wieder an, „womit hab' ich denn Ihren Dank verdient?“

„Sind Sie nicht der Verfasser des Gedichts, der Werth der Freiheit, das in dem *** eingerückt ist?“

„Leider ja."

„Leider? Wie ist es möglich, daß Sie so sprechen können?"

„Ja, sehen Sie, der Verleger ist ein filziger Hund, der uns armen Teufeln lieber gar das Fell über die Ohren zöge, und die Redacteurs dieses Journals taugen auch nicht viel. Wenn *sie* nur genug haben, um unser einen bekümmern sie sich nicht. Vielleicht hat auch einer von ihnen sich mein Gedicht zugeeignet, wenn sie ihre Antheile mit dem Cirkel ausgemessen haben."

„Mit dem Cirkel ausgemessen? Ich verstehe Sie nicht."

„Ha ha! Ich merke wohl, Sie sind noch ein Neuling in der gelehrten Republik. Das will ich Ihnen erklären. Sehen Sie, der Verleger bestimmt ein gewisses Honorarium für den gedruckten Bogen; bei einem Journal sind aber gemeiniglich viel Mitarbeiter, ihre Aufsätze sind zerstreut, mancher davon beträgt auch bisweilen kaum eine halbe Seite. Wenn nun ein Stück fertig ist, so versammeln sich die Herren und jeder mißt seine Ratam mit dem Cirkel aus, um zu wissen, wie viel er zu einem gedruckten Bogen geliefert hat, dann wird der Betrag ausgerechnet und er empfängt

pfängt seinen Verdienst. Nun dacht' ich freilich auch, man würde mir mein Gedicht bezahlen — ich ging zum Buchhändler, der hatte aber keine Ohren und sagte ich müßte mich an die Herausgeber addressiren. Das that ich — nun schickte mich einer zum andern, denn jeder entschuldigte sich, es gehöre nicht in sein Fach. Der letzte endlich sagte mir gerade heraus, dergleichen ohne vorhergegangene Anfrage eingeschickte Arbeiten würden gar nicht bezahlt, die Autores rechneten es sich schon zur Ehre und hielten sich reichlich belohnt, wenn man ihren Geisteskindern nur ein Plätzchen in dem berühmten und allgemein beliebten Journal verstatte. So wurde mein saurer Schweiß mir verkümmert und ich mußte mit langer Nase abziehen."

„Unglücklicher Mann! Und Sie verdienten eine Krone für dieses Meisterstück." —

„Eine Krone! Ja ja, mit Kronen wirft man heut zu Tage eben nicht sehr um sich — Ich wäre zufrieden gewesen, wenn man mir so viel gegeben hätte um mir ein Paar gute Schuhe kaufen zu können, denn die meinigen sind durch das viele Herumlaufen ganz kaputt geworden." — Man sieht, der Mann war sehr bescheiden und gar nicht

so von sich eingenommen wie seine Kunstverwandten sonst zu seyn pflegen. — „Aber wieder auf unsre Rede zu kommen — Sie sind mir Dank schuldig, sagten Sie.“ —

„Ja, für Ihr göttliches Gedicht — es hat mich in meinen Entschlüssen gestärkt, mir die Vortreflichkeit des Gutes, dessen Reiz schon längst meine Seele erfüllte, erst recht kennen gelernt. Freiheit! Freiheit! Welche Empfindungen durchströmen mein Herz bei dem Gedanken an dich! — Aber eins ist mir doch unerklärlich. Wie kann ein Mann wie Sie, bei dem vollen Gefühl seiner Freiheit, in der unumschränkten Ausübung derselben, in einem Zustand seyn, der — wie soll ich sagen? — der sich so wenig für ihn paßt? Ich glaubte Sie auf dem Gipfel der menschlichen Glückseligkeit zu sehn. Sie rühmen sich ja selbst in Ihrer Ode ein freier Mann zu seyn.“

„Ja sehen Sie, lieber junger Herr, mit der Freiheit ist es ein ganz eignes Ding. Freiheit hab' ich freilich, aber sie reducirt sich größtentheils darauf, ob ich einige Tage eher oder später verhungern will, denn am Ende wird es doch darauf hinauslaufen. Wer arm ist hat wenig Verbindungen, und wer diese nicht hat ist natürlicherweise sehr frei, denn

kein

kein Mensch bekümmert sich um ihn, aber ob er von dieser Freiheit leben kann ist eine andre Frage. Unter uns, ich wollte lieber ich wäre nicht so frei und hätte dafür etwas zu brocken und zu beißen."

„Was hör' ich? Sie verschmähen das höchste Gut des Lebens, dessen Werth Sie öffentlich in Schriften anerkennen? das Sie so sehr preisen?"

„Was thut man nicht aus Noth? Sehen Sie sich einmal in dieser Stube, oder vielmehr in diesem Loche um — werfen Sie einen Blick auf mich selbst — entdecken Sie nicht das äuserste Elend? Wie gesagt, ich bin völlig frei — zwar droht mir meine Wirthin täglich mich zum Hause hinauszuwerfen, weil ich ihr die Miethe nicht bezahlen kann, der Becker will mir auch kein Brod mehr auf Credit geben, aber was thut das? Ich habe ja die Freiheit auf der Straße zu verhungern. Mein letztes Hülfsmittel ist auch verschwunden — ich kann nicht mehr ausgehn, wo ich denn doch wohl bisweilen noch einige Groschen zusammentrieb. Das Kleid das Sie hier sehen und das ich einmal von einem reichen Manne zum Geschenk bekam, ging noch wohl an — es sieht zwar ko-

misch

mische genug aus, an den Seiten und auf den Taschen ist es neu und sonst überall alt und abgetragen, denn es saßen sonst Tressen drauf, die ich einmal, da mich der Mangel drückte, herunterschnitt und verkaufte; doch über dergleichen Kleinigkeiten hab' ich mich längst hinwegzusetzen gelernt — aber die Schuhe, die sind gar nicht mehr auszubessern."

Dem guten Mann, der das beste Herz besaß, nicht ungeschickt und für seine elenden Umstände noch thätig genug war, traten hier die Thränen in die Augen. Er hatte würklich die gerechtesten Ansprüche auf die Unterstützung seiner Mitmenschen. Einen Anstrich von Geckenhaftigkeit abgerechnet, wäre sein Umgang gewiß sehr lehrreich gewesen, wenn man ihn hätte nützen wollen; in seinen Versen war er freilich ein wenig schwülstig und mahlte oft bis zur Uebertreibung, aber er kannte den Geist seines Zeitalters und wußte, daß dergleichen Dinge mehr gefielen als die simple Sprache der Natur. Elias war aufs innigste bei der Erzählung des armen Poeten gerührt, er grif in seine Tasche und drang ihm seine ganze Baarschaft auf, die ungefähr einen Thaler betrug, und die jener nach einigem scheinbaren Widerstreben auch

annahm. Sein Gesicht heiterte sich bei dieser unerwarteten Verbesserung seiner Umstände merklich auf.

„Giebt es gleich keine Mäcenen mehr," rief er, „so giebt es doch noch Menschen, denen die Noth eines armen Dichters zu Herzen geht und die sich seiner annehmen. Aber wieder auf meine Ode zu kommen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich sie schrieb um meinem Mangel etwas abzuhelfen, wiewohl es mir fehlschlug. Ich hätte eben so wohl ein Loblied auf die Sclaverei geschrieben, und wenn ich geglaubt hätte, daß man mir es besser bezahlen würde, noch lieber. Denn unter uns, so sehr ich auch von der Güte dieses Gedichts überzeugt bin, was die Poesie anbetrift, und so keck ich jedem Kritiker unter die Augen treten und ihn auffordern will sich mit mir zu messen, so möcht' ich doch auf die Wahrheit des Inhalts nicht schwören. Aber wer verlangt auch diese? Nur selten ist das was ein Dichter schreibt wahr. Mit kühnem Flug schwingt er sich in die Lüfte — die Phantasie ist seine Welt — Sein Geist streift alle Fesseln ab — er dringt selbst in die Geheimnisse der Zukunft. Aber an sein Wort muß man sich nicht hal-

halten. Was die Freiheit insbesondre anlangt — sie ist eine süße Chimäre" —

„Wie, mein Herr? Das eine Chimäre was den größten Werth des Lebens ausmacht?"

„Nicht anders. Sie sind noch jung mein Freund, aber Sie werden noch zeitig genug die Erfahrung machen — Täuschen Sie sich indeß so lang Sie können; man kann auch in der Einbildung glücklich seyn."

Elias wendete noch verschiednes ein, das jener gründlich genug widerlegte. Aber weit entfernt seine Lieblingsmeinung deshalb fahren zu lassen, ward er noch vielmehr darin bestärkt, und sein Vorsatz immer fester diese Freiheit aufzusuchen, die, wie er gewiß glaubte, doch irgendwo ihren Sitz aufgeschlagen haben müsse, wenn sie gleich von dem Orte geflohen sei, wo sein Unglücksstern ihn hatte lassen gebohren werden. So lange er noch in seiner Väterstadt war, besuchte er von Zeit zu Zeit den armen Dichter und erleichterte dessen Schicksal so viel in seinen Kräften stand, ob er ihn gleich noch weit mehr würde geliebt haben, wenn er seinen Grillen mehr Beifall gegeben hätte. Die Jahre seiner Minderjährigkeit verflossen endlich unter Sehnen und Hoffen, und er sah sich im

Be-

Besitz seines Vermögens, das zwar ziemlich beträchtlich war, aber ihn doch nicht für künftiger Armuth sichern konnte, weil er weder die Kunst verstand es zu vermehren, noch gehörig damit hauszuhalten. Sein Vormund ertheilte ihm bei der Uebergabe desselben noch einige sehr nützliche Lehren, und beschwur ihn, nicht der unglücklichen Neigung zu folgen, die er bisher geäußert, sich irgend einem nützlichen Geschäft zu widmen und dem Müßiggang zu entsagen. Aber das war tauben Ohren geprediget. Elias war viel zu enthusiastisch für seine Steckenpferde, Freiheit und Unabhängigkeit, eingenommen, als daß er so etwas hätte zu Herzen nehmen sollen.

Mit der Leichtigkeit eines jungen muthigen Hengstes, der seinen Reiter abgeworfen hat, und keine Hindernisse vor sich sieht, die seinen Lauf aufhalten könnten, rennte er nun in die Welt hinein. Wohin er kam gab er sich Mühe das Kleinod aufzufinden das er so ängstlich suchte und fand es eben so wenig als die Goldmacher älterer und neuerer Zeiten den Stein der Weisen. Es würden einige ziemlich starke Bände erforderlich seyn, wenn man alle die Abentheuer aufzeichnen wollte, die ihm aufstießen, theils weil er sie geflissentlich

suchte, theils weil er, wie weiland der edle Ritter Don Quixote von Mancha, die Gabe hatte Dinge zu sehen, die außer ihm schlechterdings kein menschliches Auge sah. —

Die größte Sorge verursachten ihm die Leute, die zwar für sich selbst Ansprüche auf die größtmöglichste Freiheit machten, sie aber schlechterdings allen andern Menschen, besonders denen die nicht ihrem System zugethan waren, bestritten. Im ganzen protestantischen Deutschland war damals der Antijesuitismus der herrschende Ton. Ueberall wollte man Jesuiten wittern, und schlug unschuldige Leute auf die Köpfe, denen man es an der Nase ansah, daß sie geheime Emissarien dieser Herren waren, ob sie gleich an nichts weniger gedacht hatten. Seit der Errichtung dieses berühmten Ordens bis zu dessen Aufhebung, selbst in seiner größten Blüte, da dessen Glieder Monarchen beherrschten und ihre Befehle in allen Welttheilen mit blindem Gehorsam befolgt wurden, hatte er nicht so viel Aufsehen gemacht als jetzt. Wo nur irgend etwas geschah das man gerade nicht alltäglich nennen konnte, ohne darum ganz außerordentlich zu seyn, da schrie man gleich von allen Ecken: Seht das ist eine Wirkung der Jesuiten und ihrer

ver-

verdammten Kniffe! Kein Bruder traute fast mehr dem andern, weil er in ihm einen geheimen Spürhund vermuthete, der nur auf die Entdekkung irgend einer schwachen Seite an ihm lauerte, um ihn in sein Netz zu ziehen und ihm seine gefährlichen Grundsätze einzuflößen. Wie mußten die guten Leute heimlich lächeln, wenn sie sahn, daß man um ihrentwillen und größtentheils ohne ihr Zuthun einen so gewaltigen Lärmen machte und sich die größte Mühe gab, mit Schatten oder mit leeren Geburten einer erhitzten Einbildungskraft zu fechten!

Besonders stießen in einer gar berühmten Stadt einige angesehene Männer wacker in die Posaune. Sie nennten sich die Wächter auf Zion, die Vertheidiger der protestantischen Freiheit, hatten die Gabe viele Meilen weit Katholicismus und Jesuitismus zu riechen und machten dann mit ihren Schülern und Anhängern eine gewaltige Jagd darauf. Unter dem Vorwand ihre eigne Freiheit zu vertheidigen, suchten sie die Freiheit ihrer Gegner, oder derer die sie dafür hielten, auf alle mögliche Art zu schmälern. Sie wollten schlechterdings nicht zugeben, daß in einem katholischen Lehr- oder Gebetbuch etwas Gutes und Nützliches

stehen konnte, und schimpften und verlästerten einen ehrwürdigen, freilich etwas schwärmerischen Mann, der es zu behaupten gewagt hatte. Sie schilderten die berufne Inquisition mit allen den gehäßigen Zügen die sie verdient, und bemühten sich doch ihrerseits eine zu errichten, die, wiewohl verschieden von jener in ihrer Anlage, doch nicht minder schreckliche Wirkungen hervorbrachte — Jene verschlang, diese vergiftete.

So wurde ein großer, berühmter, in jedem Betracht achtungswürdiger Mann, der in einem andern Lande die größten geistlichen Ehrenstellen bekleidete, der Gegenstand der schwärzesten Verfolgung und es lag warrlich nicht an ihnen, wenn er nicht auch das Opfer derselben wurde. Er war Schriftsteller und hatte ein Buch herausgegeben, das freilich nicht für die Unmündigen geschrieben war, worin aber nur Bosheit und blinde Zelotenwut Irrlehren entdecken konnte. Gleichwohl geschah dies. Man schrie mit lauter Stimme: Der Mann hegt jesuitische Grundsätze, er vertheidigt auf eine versteckte Weise den Katholicismus, aber uns, die wir alles sehen, täuscht er nicht. Wir sind verlohren — die Freiheit der protestantischen Kirche wird untergraben — sie droht schon einzu-

stür-

stürzen. Wenn die ersten Grundsäulen derselben, wenn Männer deren Amt und Pflicht es ist, die sogar geschworen haben sie zu vertheidigen und zu schützen, Mammelucken werden und sie heimtückischer Weise angreifen, was soll daraus entstehn? Unsre heilige Religion steht auf dem Spiel, da müssen wir drein schlagen. — Ein andrer rief: Das ist alles noch nichts — ich habe erst eine Entdeckung gemacht darüber ihr staunen werdet — Er hat die Tonsur! — Wie? Gar die Tonsur? Das ist ja was erschreckliches! — Ja ja, schrie ein Dritter, er hat in **** die Weihe empfangen, das weiß ich ganz gewiß — So ist er ein verkappter Jesuit — Freilich, ein geheimer Emissarius des Ordens, der sich wie ein Wolf in den Schafstall geschlichen hat.

Ein und andrer Vernünftiger machte zwar den Einwurf, daß die Tonsur, wenn dem auch wirklich so wäre, den ehrlichen Mann nicht aufhübe, ja daß er, unter Umständen, auch ein sehr würdiger evangelischer Prediger seyn könne — Nein, überschrieen ihn die andern, wer eine geschorne Glatze hat kann nimmermehr ein guter Protestant, vielweniger ein protestantischer Lehrer seyn. Dieser ist ein Jesuit, und noch dazu einer der Obern,

denen alle Geheimnisse des Ordens bekannt sind. Die Weihe ist ein Sacrament, sie kann nicht aufgehoben werden. — Die guten Leute bedachten nicht, daß sie als eifrige Protestanten die Weihe nicht für ein Sacrament erkennen dürfen, und daß, im Fall ein katholischer geweihter Priester zur protestantischen Religion übertritt, die Weihe dennoch sogleich an und für sich aufgehoben ist, und ihm also ohne Bedenken ein kirchliches Amt übertragen werden kann. Ob es übrigens schon so ganz ausgemacht oder nur ein albernes Gerücht seiner Widersacher sei, daß er würklich die Tonsur habe, das schien ihnen eine viel zu geringfügige Kleinigkeit, als daß sie sich näher darum hätten erkundigen sollen. Sie freuten sich, daß man eine solche Beschuldigung vorgebracht hatte. An mehrern Beschuldigungen war nun vollends kein Mangel, da man sah, daß diese so gut aufgenommen worden war. Denn nun traten einige eben so hell sehende Köpfe wie die vorigen auf und schrien von neuem: Er ist nicht allein ein Jesuit, sondern auch ein Freimaurer — Ein Freimaurer sogar? — Nicht das allein, erscholl es aus einem andern Winkel, auch ein Goldmacher — ein Illuminat — ein Teufelsbanner — ein Geisterbeschwörer — er hat mit Schröpfern

pfern Briefe gewechselt, von dem er seine Künste gelernt hat. —

Dies wurde alles treulich protocollirt und nun entspann sich der merkwürdigste und zugleich lächerlichste und verkehrteste Proceß den man sich nur denken kann. Man überlegte nicht, daß ein Lehrer der Religion, als solcher, nicht gehalten ist Rechenschaft zu geben von dem was er als Schriftsteller in einem anonymen Buche vorgetragen hat. Ueberdies hatte sich dieser Mann noch gar nicht zu dem Buche bekannt. Es waren jetzt nur noch bloße Vermuthungen, die sich auf eine Aehnlichkeit der Schreibart gründeten. Weit entfernt den Schriftsteller zu widerlegen, wo man glaubte daß er falsche Meinungen hege, bedeckte man sich mit dem Mantel der Religion — der seitdem die Welt steht schon so manches bedecken mußte was man öffentlich zu zeigen sich schämte — und grif mit dem Schwerd in der Hand den Diener der Kirche, den Prediger an — ein andrer errichtete indeß den Scheiterhaufen und ein Dritter stand mit der brennenden Fackel bereit um ihn anzuzünden. Der erste Gedank der sich jedem unbefangnen Mann in diesem Fall darbie-

 ten

ten mußte — bei der Gemeine des Beschuldigten zu forschen, was er vortrug und lehrte, und ob er sie auf einen Irrweg leitete — denn darauf kam es doch wohl hier einzig und allein an, nicht auf seinen Glauben, dieser war ja selbst in Spanien zu Philipps des Zweiten und seiner Nachfolger Zeiten frei, wenn er sich nicht in Worten verrieth oder in Handlungen äußerte — dieser Gedank fiel den Eiferern nicht bei, oder sie wollten ihn nicht nützen. Nur seine Gemeine war es die ihn anklagen konnte — nur seine Gemeine war es die gegen ihn zeugen konnte wenn ein Andrer ihn anklagte. Statt alles dessen grif man den würdigen Mann in öffentlichen Schriften auf das heftigste an, brachte die theils lächerlichen theils auf nichts gegründeten Beschuldigungen vor, stellte sie in das gehäßigste Licht und foderte ihn auf, sich zu vertheidigen und Rechenschaft von sich und seinen Schriften zu geben. Er that was jeder vernünftige Mann an seiner Stelle gethan haben würde — er schwieg. Seine Gegner hatten kein Recht ihn zur Rede zu setzen, folglich konnt' er sie immer schreien lassen. Diese Kaltblütigkeit von seiner Seite war aber den rüstigen Streitern nicht

ge-

gelegen, sie konnten ihre Talente nicht geltend machen, konnten ihren Beruf, für die protestantische Kirche zu kämpfen nicht erfüllen, wenn man es nicht der Mühe werth hielt sich mit ihnen abzugeben und verdoppelten ihr Geschrei — Abermals keine Antwort. Ihr Schimpfen und Schmähen ward mit Verachtung gestraft. Nun stieg ihre Wut aufs höchste. Qui tacet consentit, hieß es nun — eine boshaftere Anwendung war wohl noch nie von diesem Sprüchelchen gemacht worden — er weiß nichts vorzubringen, er gesteht stillschweigend ein, daß er der Bösewicht ist wie wir ihn geschildert haben. Ja wir wissen wohl bei welchem Ende wir eine Sache angreifen müssen. Nicht einmal die kleinste Ausflucht, keine scheinbare Entschuldigung kann er auffinden.

Man glaubte nun schon gewonnen Spiel zu haben und trat jetzt öffentlich mit der schamlosen Forderung auf, ihn seiner Aemter zu entsetzen und Rechenschaft von seinem Glauben zu verlangen. Viele aufgeklärte Glieder seiner Gemeine, die bisher diesem Unwesen im Stillen zugesehen hatten, konnten nun ihren Abscheu gegen dieses Verfahren nicht länger bergen und gaben ihrem geistlichen Führer einstimmig das Zeugniß reiner, unbescholt-

ner Sitten und einer untadelhaften Verwaltung seines Amts. Kein Mensch hatte bemerkt, daß er geradezu oder versteckt Irrlehren hätte verbreiten wollen — jedermann liebte und schätzte den vortreflichen Mann. Auch dies Zeugniß — gewiß das unverwerflichste von allen — konnte ihn nicht vor den Verfolgungen derer schützen, die aus blindem Eifer seinen Untergang beschlossen hatten. Sie hörten nicht auf ihn zu schmähen. Jetzt that er abermals das was er in seinen Umständen thun mußte — er ging den Weg Rechtens, verklagte seine Gegner als boshafte Injurianten und — verlohr den Proceß. Endlich vertheidigte er sich in einer Schrift, brachte Beweise seiner Unschuld dar und rettete seine Ehre. Nun verstummten seine Feinde, zufrieden mit dem was sie zur Ehre ihrer Religion gethan, da sie einem der würdigsten, edelsten Männer viele Tage seines Lebens verbittert, ihm durch ihre unbefugte Zudringlichkeit Unruhe und Kummer verursacht und seinem Charakter in den Augen der Kurzsichtigen einen zweideutigen Anstrich gegeben hatten. — Das war die gerühmte Freiheit der Aufklärer und Aufgeklärten im achtzehnten Jahrhundert. —

(Die Fortsetzung künftig.)

In-

# Intoleranz — Religionshaß — Fanatismus — Pfaffenwut — Inquisition.

Schreckliche Namen! Ungeheuer, fürchterlicher als alle andre Plagen der Erde zusammengenommen. Die Natur schaudert vor euch zurück — jedes menschliche Gefühl empört sich gegen die Gräuel die ihr veranlaßet habt und welche die Geschichte uns aufbewahrt. Jahrhunderte hindurch seufzte Europa unter der Geisel dieser Furien. Monarchen wüteten gegen ihre Unterthanen, Menschen gegen Menschen, Brüder gegen Brüder — keine Bande waren zu heilig, sie wurden zerrissen — Millionen Unglückliche waren die Opfer einer teuflischen Wut die keine Gränzen kannte. Die Beherrscher der Völker, die Fürsten, die sichtbaren Stellvertreter des unsichtbaren Regierers des Weltalls, des allweisen, allgütigen, allbarmherzigen Wesens, die Diener der Religion selbst, verpflichtet zu unterweisen, wie man dies Wesen ihm

am gefälligsten ehren sollte, ergriffen mit Mordbegier die Fackeln und zündeten die Scheiterhaufen an, auf welchen man ihre vielleicht irrenden, vielleicht schwachen, aber immer schuldlosen Brüder in Asche verwandelte — oder sie dungen Meuchelmörder, die mit ihren Dolchen in den Eingeweiden wehrloser Menschen wüteten, denen man vielleicht gar Sicherheit versprochen hatte. Und warum that man dies alles? Zur Ehre einer Religion die allgemeine Menschenliebe gebietet. Schrecklich ist es dies zu denken, schrecklicher noch es wahr zu finden. Schauderhaft ist das Gemälde, das jene Zeiten uns darstellen. Duldung und Gewissensfreiheit waren Wörter, aus allen Sprachen verbannt, und ihre Ausübung — Verbrechen.

Fern sei es zu wähnen, daß die Religion es gewesen sei, die diese Unthaten gebot oder schützte. Keine Art der Gottesverehrung von den urältesten Zeiten bis auf unsere befahl oder erlaubte Mord und Verfolgung — wie viel weniger das Christenthum, das, abgerechnet alle seine andern Vorzüge, unstreitig die reinste Moral lehrt. Liebet eure Feinde — Diese Worte allein — dieser Ausspruch der göttlichen Weisheit und Güte

selbst

selbst — sind genug alle diejenigen zu entwafnen, die die Religion zum Deckmantel ihres Fanatismus machen wollten. Und wenn es denn noch Feinde gewesen wären, die man einer rasenden Wut aufopferte — aber waren es nicht fast allemal Freunde, Mitbürger, Unterthanen eines Fürsten, welche man den Henkern Preis gab? — Nein, an der Verfolgungssucht hatte die Religion keinen Theil, aber wohl die mit Vorsatz verdrehten oder aus blinder Unwissenheit mißgedeuteten Lehren und Vorschriften derselben, die Wut jedem seine Meinungen aufzudringen, ihn nicht von der Wahrheit derselben zu überzeugen, der Sectirgeist, der dadurch erzeugte gegenseitige Haß, der von je her unersättliche Ehrgeiz der Pfaffen, alle Herzen, und besonders die Herzen der Fürsten zu beherrschen, und vermittelst derselben ihre despotischen Grundsätze zu verbreiten und auszuüben, ihr stetes Bestreben alle nur erdenkliche Gegenstände vor ihr Tribunal zu ziehen, ihren Privathaß, ihre Privatmeinungen zu der Sache Gottes zu machen, und den weltlichen Arm zum Beschützer derselben aufzurufen, ihre Gabe alberne oder ihnen allein vortheilhafte Gebräuche als wesentliche Stücke der Religion

gion zu empfehlen und jede Unterlassung derselben als eine Gotteslästerung zu betrachten, die Spitzfindigkeiten der scholastischen Philosophie, die Wortstreite der Gelehrten, die Bannflüche der Päpste, die Schwachheit der Monarchen selbst, die sich unter das Joch der Hierarchie schmiegten, einen Ruhm darin suchten die Kirche zu beschützen, sie von allen Flecken zu reinigen und die Ketzer zu verfolgen und zu vertilgen, geschäh es auch zum offenbaren Nachtheil ihrer Staaten, gereichte es zu ihrem eignen Untergang — wie beides oft der Fall war — die diese Verfolgung und Vertilgung ihrer eignen Unterthanen selbst beschwören mußten — schwören in die Hand eines intoleranten Priesters, der mit der souverainen Gewalt ein abscheuliches Spiel trieb, endlich die Ausübung des Wiedervergeltungsrechts wenn die Macht einmal in den Händen der vormals unterdrückten Parthei war — Dies waren die Ursachen jener Frevelthaten, die man nie ohne Entsetzen lesen kann.

Was könnte einen Monarchen bewegen in seinem eignen Busen zu wühlen, der Unterdrücker seines eignen Volks zu seyn? Seine Rechte auf den Thron sind fest gegründet und unerschütterlich —

nur

nur ein tollkühner Bösewicht könnte es wagen sie anzutasten und sie ihm streitig zu machen — Die Gesetze nach welchen er sein Reich beherrscht sind längst gemacht, er hat nur das auszuüben was diese vorschreiben, die Regeln und Maximen zu befolgen nach denen seine Vorfahren handelten, in so fern er sie gut und nützlich findet. Neue Gegenstände, neue Entdeckungen erfordern andre Macsregeln, aber das Ganze bleibt immer dasselbe — das Wohl seines Volks immer der Hauptgegenstand des Monarchen. Unvermuthete, nicht vorher zu sehende Unglücksfälle setzen ihn zwar in die Nothwendigkeit Hülfsmittel zu ergreifen, die Bedrückungen ähnlich seyn können, aber wer kann dagegen murren? Der Wundarzt fragt bei einer schmerzlichen Operation nicht nach dem Geschrei seines Kranken, er kehrt sich nicht an sein Wimmern — seine Pflicht ist es alle seine Kunst anzuwenden um ihn zu heilen. — Die Lasten werden jedem Einzelnen erträglicher, weil die ganze Nation sie mit ihm theilt.

Und doch, wird man mir einwenden, gab es Fürsten die Thaten begingen vor welchen die Menschheit zurückschaudert — Leider, nur allzuwahr! Aber diese Thaten konnten nur auch da be-

gan-

gangen werden, wo ein Monarch auf dem Thron saß, der seinem unbegränzten Stolz, seiner Rachgier, seiner Ruhmbegierde sein und seiner Nation Glück aufopferte und der den verderblichen Rathschlägen jener Natternbrut folgte, welche sich es von je her angelegen seyn ließ, die Herzen der Fürsten zu vergiften und sich zwischen sie und ihr Volk einzudrängen, um die wohlthätigen Einflüsse der Liebe zu hindern, womit die Majestät ihre Unterthanen gleich den milden Strahlen der Sonne erquickt, und um die lauten und gerechten Klagen dieser letztern unhörbar zu machen. Aber hoffentlich wird man dies doch als eine Ausnahme von der Regel gelten lassen. Und was war denn die Quelle dieser Abscheulichkeiten? Intoleranz — Religionshaß — Pfaffenwut.

Diese Ungeheuer sind — leider zwar noch nicht vertilgt — aber ihre schwarzen Fittige sind beschnitten, ihre Klauen gelähmt, sie verwunden noch, aber sie tödten nicht mehr. Ihre Wut ist noch dieselbe, aber ihre Gewalt ist beschränkt — Die so lange zu Boden getretne Vernunft hat ihre heiligen Rechte wieder in Besitz genommen. Die Stimme der Natur spricht lauter und dringt bis zu den Füßen der Thronen.

Die

Die Beherrscher der Nationen haben die Binde von ihren Augen gerissen, die sie verblendete — nur über einigen derselben hängt noch ein Flohr. — Dem Himmel sei Dank! Die Zeiten sind vorbei, wo man um Meinungen willen hinrichtete, und — laßt uns immer zur Vorsicht hoffen — sie werden nie wieder kommen.

Könnten wir die Thaten, durch welche die Menschheit sich selbst schändete, auf ewig aus unserm Gedächtniß vertilgen — nur das Gute, das Edle, das Große verewigen, es zur Bewunderung der fernsten Nachwelt aufstellen — jene Schandsäulen vernichten, welche Tyrannei und Intoleranz sich selbst setzten — vergessen daß es Fürsten, daß es Priester, kurz — daß es Menschen gab, die das erhabne Wesen durch Menschenopfer zu ehren glaubten! — Vergeblicher Wunsch — Die Schande jener Zeiten dauert noch in den Annalen fort und nie wird sie verlöschen — Treulich überliefert uns die Geschichte jene scheuslichen Gemälde — und, dürfen wir sie verfälschen? Mit mildern Farben sie übertünchen und ihnen das Krelle benehmen, das unsre Augen beleidigt, unsre Herzen verwundet? Nein — Mit dem innigsten Gefühl des Mitleids mit der Blind-

heit die das Loos unsrer Väter war und mit dem Schicksal der Geopferten — mit Abscheu gegen ihre Henker laßt uns ihren fernsten Enkeln, zur Belehrung und zur Warnung, die Schrecknisse zeigen die Grausamkeit und Zelotenwut hervorbrachte und mit dankerfüllten Herzen uns glücklich preisen, daß wir allmählich die Finsternisse erleuchtet sehen, die jene Zeiten deckten.

Wo sollt' ich den Raum hernehmen alle die Wirkungen zu beschreiben die der Religionshaß hervorbrachte? — Die bloßen Namen der Märtyrer die wir kennen, würden viele Bände anfüllen, und die wenigsten sind uns bekannt — Wer sah je die geheimen Register der Inquisition? Wer weiß die verborgne Geschichte der Klöster und Orden? Und bekümmerte sich je ein blutdürstiger Tyrann selbst um die Zahl derer die er würgte? — Also nur eine kleine unvollkommne Uebersicht dieser Abscheulichkeiten — nur die Hauptscenen aus dem gräßlichen Trauerspiele das Jahrhunderte hindurch aufgeführt wurde — will ich versuchen zu liefern.

Die sogenannten zehn Verfolgungen der Christen unter den ersten römischen Kaisern gehören nur mit Einschränkung hieher. Die heidnische

sche Religion war mit der Staatsverfassung des römischen Reichs aufs genaueste verbunden, man konnte jene nicht antasten, ohne diese zu verletzen — man glaubte also ein gegründetes Recht zu haben alle diejenigen zu vertilgen, die es wagten das Verehrungswürdigste der Monarchie anzutasten — die Grundpfeiler worauf sie ruhete. Indessen war dies Recht doch nur scheinbar. Die ersten Bekenner des Christenthums waren viel zu schwach, um gegen ein mächtiges Reich, das sich über alle damals bekannte Welttheile erstreckte, etwas feindseliges unternehmen zu können. Sie verlangten blos Duldung, und diese ward ihnen nur zu oft versagt. Ueberdies war Nero ein Abschaum der Menschheit; der zwar die Christen verfolgte, aber nicht aus Religionshaß, sondern aus Blutdurst. Er ließ Rom anzünden und schob dann die Schuld auf sie, um nur einen Vorwand zu haben ein allgemeines Blutbad anzustellen und sie den entsetzlichsten Martern Preiß zu geben. Aber schonte er darum derjenigen mehr, die auf seine Weise den Göttern dienten? War er nicht die Geisel aller seiner Unterthanen? Der Mörder seiner Mutter, seiner Gemahlin, seines Lehrers und der verdienstvollsten Männer im Staat?

Domitian war das würdige Ebenbild des Nero. Gleich grausam und tyrannisch wie jener, verfolgte er Christen und Juden aus Haß und die Römer aus Mordsucht. Sein und Nero's Andenken ward von der ganzen Nation verflucht.

Ein Kaiser wie Trajan, einer von den wenigen, die allgemeinen Ruhm, die allgemeine Liebe des Volks sich erwarben und verdienten, hätte sich freilich den Vorwurf nicht sollen zu Schulden kommen lassen, daß auch unter seiner Regierung der Geist der Verfolgung wütete. Einigermaßen kann man ihn jedoch vertheidigen. So wie sich die Anzahl der Christen vermehrte, so wuchs auch ihre Verachtung gegen alles was Götzendienst hieß. Dieser Abscheu, dieser Haß ward bisweilen etwas zu laut, und sogleich hielt man es für Empörung, bemächtigte sich der Aufrührer, und strafte mit ihnen zugleich tausend Unschuldige, die mit jenen nichts gemein hatten als ihren Glauben. Dies war hart, grausam — aber die Politik schien diese Sünde gegen die Menschlichkeit vertheidigen zu können. — Unter vielen andern wurde Ignatius, Bischof von Antiochien, seines Glaubens willen in Rom von Löwen zerrissen.

Das

Das nemliche gilt von dem grausamen Verfahren gegen sie unter Adrian und den beiden Antoninen, ingleichen von der großen Verfolgung der Christen, besonders in Gallien, unter der Regierung des vortreflichen Marcus Aurelius. Hierzu kam noch die Bekehrungssucht der Christen. – Justin der Märtyrer und Polycarpus, Bischof von Smyrna, wurden in diesem Zeitraum hingerichtet.

Ingleichen unter Septimius Severus, wo Tertullian, der zu ihrer Religion übertrat, die bereits sehr zahlreichen und ausgebreiteten Christen vertheidigte.

Verschiedner andrer Verfolgungen nicht zu gedenken, die aus eben den Gründen herrührten, hatten die Christen ein gleiches Schicksal unter Decius, der den berühmten Origenes in einer harten Gefangenschaft hielt, und Diocletianus. Beide Kaiser, besonders der erste, werden von den heidnischen Schriftstellern als Muster zur Nachahmung aufgestellt und von den Kirchenscribenten als die blutdürstigsten Tyrannen geschildert. Dies letztere waren sie nicht — nur Partheilichkeit kann solche Urtheile eingeben. Diocletian insbesondre wollte die Christen schützen,

 aber

aber der grausame Cäsar Galerius, der sie haßte, suchte ihn gegen sie einzunehmen. Er that alles mögliche und es gelang ihm. Ihre Kirchen wurden zerstört, sie verlohren ihre Aemter, ihre Freiheit und alle bürgerlichen Rechte. Die Vollzieher dieses harten Befehls waren aber damit noch nicht zufrieden, sie dehnten ihn noch weiter aus, und bei der kleinsten, entferntesten Veranlassung wurden sie den Henkern Preis gegeben. Oft suchten sie sogar diese Gelegenheiten selbst, stürzten sich gleichsam in die Schwerdter ihrer Feinde, indem sie, vermöge einer unbegreiflichen Schwärmerei, die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion nicht besser beweisen zu können glaubten, als wenn sie mit Freuden den Märtyrertod für sie starben. Diese Standhaftigkeit vermehrte die Wut ihrer Verfolger, die durch die grausamsten Martern die Verleugnung ihres Glaubens von ihnen zu erpressen suchten, und es wäre allerdings ein Wunder gewesen, wenn sie bei der großen Menge von Christen ihren Zweck nicht oft hätten erreichen sollen — eben so oft wenigstens als er ihnen fehlschlug.

Nach dem Tode des Galerius setzten Licinius und Maxentius die Verfolgungen gegen die Christen fort.

Die Einigkeit der Christen war von kurzer Dauer; es entstanden Secten unter ihnen, die, wenn es ihnen nicht an Macht gebrochen hätte, sich unter einander mit eben der Wut würden aufgerieben haben, mit welcher die Heiden sie alle zusammen verfolgten. Die berühmteste unter ihnen war die des Arius. Nachdem Constantin der Große — wiewohl er diesen Beinamen nicht eben mit vollem Rechte verdient, denn er zeigte sich sehr oft als einen schwachen Regenten — die christliche Religion angenommen hatte, gewann sie weit mehr Stärke, ohne deswegen noch die herrschende zu seyn. Constantin mußte den Heiden, seiner eignen Sicherheit wegen, mit Schonung begegnen. Gleichwohl befahl er einst ihre Tempel zu zerstören. Auch gegen Arius und seine Anhänger ließ er strenge Befehle ergehen, die er aber nicht allein widerrief, sondern auch zuletzt ihn und seine Lehre öffentlich in Schutz nahm.

Constantin der Zweite, sein Sohn und Nachfolger, fuhr fort die Arianer zu begünstigen, ihre Widersacher zu unterdrücken und den Heiden immer mehr Abbruch zu thun.

Julian trat wieder zur heidnischen Religion über. Er verfolgte die Christen nicht im eigent-

lichen Verstande des Worts, aber er schmälerte ihre Gerechtsame, schränkte ihre Freiheiten ein, beraubte sie aller der Vorzüge, die man ihnen unter den vorigen Regierungen hatte angedeihen lassen, und suchte sie bei jeder Gelegenheit gehäßig und lächerlich zu machen. So that er weit mehr als viele seiner Vorfahren durch ihre tyrannischen Maasregeln. Die Beschuldigungen der Kirchenväter gegen ihn sind offenbar übertrieben — sie opferten die Wahrheit auf, indem sie ihre eigne Sache vertheidigten. Geschieht dies nicht oft genug?

Bisher hatten die Bekenner des Christenthums nur Bedrückungen und Verfolgungen von der herrschenden, nämlich der heidnischen Religion, die der ihrigen so ganz entgegengesetzt war, auszustehen gehabt. Nun war das Christenthum gegründet, dessen Lehren überall ausgebreitet. Schon seit der Entstehung der verschiednen Secten in demselben hatten sich deren Anhänger unter einander gestritten und gehaßt — öffentlich verfolgt noch nie, vielleicht blos deswegen, weil ihnen die Gewalt dazu mangelte. Jetzt brach ihre lang zurückgehaltene Wut los — Christen verfolgten Christen — Bekenner ihrer Religion, nur, der einmal

mal angenommenen Meinung nach, irrende Brüder, wurden nicht geduldet, eines bessern belehrt, überzeugt — sondern gemordet. Priscillianus, der Stifter einer Secte, ward mit vielen Bekennern seiner Lehre, unter des Maximus Regierung, auf seinem Befehl und auf Antrieb einiger intoleranten Bischöffe zu Trier im Jahr 385. enthauptet. Zu gleicher Zeit wurden in Spanien, wo er seine Lehre zuerst verbreitet hatte, seine Anhänger verbannt und hingerichtet. Das war der erste, schreckliche, nimmer zu verlöschende Schandfleck, mit dem die christliche Religion sich besudelte — der erste Ausbruch des Fanatismus und der Intoleranz — der Vorbote so vieler blutigen, gräßlichen, verabscheuungswürdigen Scenen.

Theodosius, Kaiser im Orient, ein Fürst von großen Talenten, machte sich dennoch des Lasters der Intoleranz schuldig und wollte sich das Recht anmaßen über Meinungen und Gewissen zu herrschen. Er gab ein strenges Edict gegen die Arianer heraus, verfolgte und verbannte sie, erklärte alle Irrgläubige und besonders die Anhänger der Lehre des Manes, die er mehr als alle andre haßte und zu unterdrücken suchte, des Ge-

nusses der bürgerlichen Rechte unfähig, untersagte ihnen alle Zusammenkünfte, und ging so weit, daß er die Ketzer, wie er sie nennte, zum Tode verurtheilte, ohne doch diese Strafe selbst zu vollziehen. Indeß war es nichts besser — Sie wurden für vogelfrei erklärt und waren also allen erdenklichen Mißhandlungen rechtgläubiger Schwärmer ausgesetzt. Man tödtete sie sogar ungestraft, wenn und wo man wollte — eine Raserei die so weit um sich grif, daß der Kaiser ihr endlich Einhalt thun mußte. Man kann sich vorstellen, daß er die Heiden eben so wenig verschonte. Er verhinderte sie an der Ausübung ihrer Religion, indem er die Tempel theils verschließen, theils gar zerstören ließ. Sogar in ihren eignen Häusern durften sie bei hoher Strafe den Göttern keine Opfer bringen, noch einige Gebräuche beobachten, die ihre Religion ihnen vorschrieb. — Unter seiner Regierung findet man zuerst das gehäßige Amt der Inquisitoren, das ist, solcher Leute, denen es aufgetragen war, die Ketzer auszuspüren und ihre Zusammenkünfte auszuforschen. Dergleichen niedriger Mittel hatte sich bisher noch kein Regent bedient, um seinem Haß gegen seine eignen Unterthanen, denen es nicht beliebte

so zu denken wie er ihnen vorschrieb, Nahrung zu geben. Man hatte sie öffentlich verfolgt, aber ihnen nie heimtückisch und hinterlistig Schlingen gelegt. Diese Inquisitoren haben indeß wenig oder keine Aehnlichkeit mit dem lange nachher errichteten gehäßigen Inquisitionsgericht. Es waren bloße Angeber, feile, ehrlose Denuncianten.

Gratian und Valentinian der Zweite im Occident verfolgten mit eben der Strenge und übertriebnem Eifer die Heiden, gaben dadurch Anlaß zu Aufruhr und Empörungen und wurden so die Opfer ihrer eignen Unbesonnenheit, die ihnen Reich und Leben kostete.

Die Streitigkeiten mit den Donatisten in Afrika, einer andern Secte, die Grausamkeiten die sie verübten, und die Verfolgungen, welche man deshalb über sie verhängte, dauerten von Constantin dem Großen an, bis auf die Zeiten des Kaisers Honorius. Der Grund dieser Streitigkeiten war eben so unwichtig als die Wut schrecklich, mit der man sie betrieb. Die Anhänger des Donatus behaupteten, sie allein verdienten rechtgläubig genennt zu werden, mißhandelten alle andre Secten, und da man ihrem

zu weit getriebnem Unfug doch endlich steuern mußte, ließen sie sich lieber umbringen, oder brachten sich selbst um, als daß sie von ihrer Meinung hätten abgehen sollen. Ihr Fanatismus übertraf bei weitem jeden andern der damaligen Zeiten.

Unter der Regierung Theodosius des Zweiten ging es in nichts besser. Er war eben so intolerant als schwach. Die Tempel wurden wiederum zerstört, mit Confiscationen, Verbannungen, Leib- und Lebensstrafen gegen die Heiden verfahren, ihr Eigenthum den Christen zugewendet — Auf diese sehr gelinde und viel vermögende Art hofte man sie zu bekehren, und in ihnen den Wunsch rege zu machen, in den mütterlichen Schoos der Kirche aufgenommen zu werden. — Cyrillus, Bischof von Alexandrien, zwar der Heilige genannt, aber mit nicht mehrerm Rechte als viele seines gleichen und nichts weiter als ein blinder Zelot, stiftete aus übertriebnem Religionseifer einen Aufruhr gegen die Juden an, in welchem Ströme Menschenbluts vergossen und abscheuliche Frevelthaten begangen wurden. Juden, Christen und Heiden wurden Opfer dieser zügellosen Wut. Keine Parthei schonte der andern. Hypatia, eine eben so schöne als gelehrte Dame, deren

ren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie eine Heidin war, ward in einer Kirche geschunden, ihre Glieder stückweis von einander gerissen und alsdann unter dem Jubel des unbändigen Volks verbrannt. Die Christen die so lange verfolgt worden waren, glaubten nun, da sie das Uebergewicht bekommen hatten, mit eben dem Rechte andre verfolgen zu dürfen, wenig bekümmert, ob dies mit den Grundsätzen ihrer Religion übereinstimmte oder nicht. — Auf Antrieb eben dieses Cyrillus ward Nestorius, Bischof zu Constantinopel, seiner Würde entsetzt und dessen Anhänger auf das strengste verfolgt.

Die Verfolgungen der Heiden dauerten unter der Regierung des Marcians und Leo auf gleiche Weise wie unter den vorhergehenden fort.

Unter der Regierung des Anastasius brach unter den verschiednen christlichen Religionspartheien ein offenbarer Krieg aus, der mit damals gewöhnlicher Wut geführt wurde. Die Rebellen erklärten den Kaiser selbst für einen Ketzer, beschimpften ihn, tödteten seine Günstlinge, Constantinopel ward belagert — die Gewaltthätigkeiten hörten nicht auf. Der Kaiser gab endlich nach, ohne deshalb die Gemüther zu besänftigen.

Die

Die Streitigkeiten konnten nie ein Ende nehmen. Denn bald hatte diese Parthei die Oberhand, bald jene; die welche am Ruder saß machte sich ein Verdienst daraus die andre zu unterdrücken, welche nicht ermangelte das Recht der Vergeltung im vollen Maaße auszuüben, sobald die Reihe an ihr war. Der gegenseitige Haß schlug immer tiefere Wurzel — Duldung und Verträglichkeit schienen auf ewig verbannt. — Anastasius hatte die Secte der Eutichianer begünstigt — sein Nachfolger Justin war ein Schild der sogenannten Orthodoxen, und nun brach das Ungewitter über alles los was Ketzer hieß. Sie wurden von allen Ehrenstellen ausgeschlossen, verbannt, hingerichtet, die Leichname längst Verstorbener wieder ausgegraben und beschimpft — eine niedrige Art Rache an seinen Feinden zu nehmen, die gleichwohl Jahrhunderte hindurch in Ausübung blieb und immer ein Fest für den Pöbel war. — Mit den Ketzern wurden zugleich Juden, Heiden, kurz alle die nicht zur rechtgläubigen Kirche gehörten, mit gleicher Strenge behandelt.

Justinian machte es noch ärger. Er wollte schlechterdings das Recht über die Gewissen zu

herr-

herrschen behaupten, befolgte die harten Gesetze seiner Vorfahren, that neue hinzu, und befahl allen seinen Unterthanen bei Lebensstrafe, dem Panier der Orthodoxie, das er führte, zu folgen. Rasende Wut, Empörung, Mord, Auswanderung der Unterdrückten und Entvölkerung des Reichs waren die natürlichen und unausbleiblichen Wirkungen dieser heiligen Tyrannei. Nachdem er auf diese Art der Kirche seiner Meinung nach große Dienste geleistet, indem er ihr eine große Anzahl erzwungner Bekenner ihrer Lehren verschaft — nachdem er durch Einziehung der Güter derjenigen, die ihren Meinungen treu blieben, sich selbst bereichert hatte, trat er in seinem Alter selbst zur Ketzerei über, und bedrückte nun diejenigen, die er vorher mit so vielem Eifer beschützt hatte. Seine Meinungen sollten überall für Glaubensregeln gelten. — So hing damals blos von der Phantasie der Regenten und ihren schwankenden Grundsätzen Gewissensfreiheit, Eigenthum, Ehre und Leben der Unterthanen ab.

Phocas war eines der verabscheuungswürdigsten Ungeheuer, die je auf einem Thron gesessen, aber doch ein Eiferer für die Religion, denn er ließ die Ungläubigen mit Gewalt taufen. Was hat

die christliche Kirche nicht von je her für würdige Zöglinge gehabt! —

Unter den westgothischen Königen in Spanien war der Verfolgungsgeist stets rege. Kein Wunder! Die Geistlichkeit beherrschte das Reich fast ganz allein und unter ihrem eisernen Scepter beugte sich der Nacken der Regenten und der Unterthanen. Leovigildus, König von Spanien, ein Arianer, verfolgte die Rechtgläubigen und ließ seinen Sohn Hermenegild hinrichten, blos weil er sich zur katholischen Religion bekannte; Recared, sein zweiter Sohn und Nachfolger, der zum ächten katholischen Glauben wieder zurückkehrte, verfolgte seine vorigen Brüder, die Arianer; Sisebut und Chintilla mit übertriebnem Eifer die Juden, denen man schlechterdings keinen Aufenthalt im Reiche verstatten wollte. Vieler andrer bigotter Fürsten nicht zu gedenken. Spanien war von je her die Pflegemutter des Fanatismus. In seinem Boden keimte der Same der Intoleranz am üppigsten und trug die reifsten Früchte. Aberglaube, Andächtelei und Verfolgungssucht unter der Maske der Religion hatten hier ihren Sitz — Spanien war das Paradies herrschsüchtiger Pfaffen.

Karl

Karl der Große war eine ausserordentliche Erscheinung in jenem finstern Zeitalter. Mit den größten Talenten begabt, regierte er unter unaufhörlichen Kriegen, die ihn, fast ohne ihm einen Augenblick Ruhe zu gönnen, stets von einem Ende seines weitläuftigen Reichs ans andre riefen, dies Reich mit einer Weisheit, die ihn noch jetzt zu einem Muster der Fürsten macht. Alles was er war, war er durch sich selbst — er hatte keine Zeitgenossen, keine Vorgänger nach denen er sich bilden konnte. Alle Geschichtschreiber sind voll von seinem Lobe. Sein Name wird ewig glänzen. Die Flecken, welche man an ihm bemerkt, sind mehr seinem Jahrhundert als ihm selbst eigen. Er hätte mehr als ein Mensch seyn müssen, wenn er gar keine Spur jener Barbarei hätte an sich tragen sollen. Doch beschimpfte er seine Regierung durch eine That, die einen großen Theil seines Ruhms verdunkelt. Die Sachsen waren damals das einzige Volk, das im Stande war, sich dem Fortgang seiner glorreichen Waffen zu widersetzen. Ueberall wohin er kam siegte Karl, und siegte leicht — nur hier ward es ihm schwer. Kaum hatte er sie überwunden, glaubte die Ruh ein diesen Gegenden wieder hergestellt, und

hatte sich entfernt, so empörte sich diese kriegerische Nation, die für ihre Religion und Freiheit stritt, von neuem. Länger als dreißig Jahre dauerte dieser blutige Krieg, eh' er sie gänzlich unterjochte. Das Christenthum verbreitete sich damals über einen großen Theil von Europa, die Sachsen aber verehrten noch ihre alten Götter. Ausser der Begierde sich zu vergrößern, ihr weitläuftiges Land in Besitz zu nehmen und seine Gränzen vor diesen furchtbaren Feinden zu sichern, suchte Karl einen Ruhm darin ihr Bekehrer zu seyn und die Lehre des Christenthums auch unter sie zu pflanzen. Dies war nicht leicht. Er zerstörte gleich anfänglich ihre Heiligthümer und brachte sie dadurch nur noch mehr auf. Dies war das Signal zu den nachherigen schrecklichen Kriegen, die mit aller der Wut geführt wurden welche den damaligen Zeiten eigen war. Daß aber Karl mitten im Laufe derselben, nach einem über sie erfochtnen Siege, 4500 der vornehmsten Sachsen, die sich ihm unterwarfen und um Gnade baten, in einem Tage hinrichten ließ, daß er nach völliger Bezwingung der Sachsen, sie mit Gewalt zur Annahme des Christenthums nöthigte, ihnen bei Todesstrafe befahl sich taufen zu lassen und die Gebräuche der Kirche, welche von

je

je her mit den Lehren der Religion nichts gemein hatten, zu beobachten, und sie auf diese Art durch einen Menschen entehrenden Zwang, nicht durch Ueberzeugung auf diesen Weg leitete — dies bleibt für seine sonst ruhmvolle Regierung ein ewiger, nie zu vertilgender Schandfleck.

Der Orient war der Hauptsitz der theologischen Zänkereien und Wortstreitigkeiten. Die Kaiser setzten größtentheils einen Ruhm darin, sich in diese elenden Dispüten zu mengen, selbst unnütze Fragen aufzuwerfen, um sich einen Schein von Gelehrsamkeit zu geben, und vernachläßigten darüber ihre Regierungsgeschäfte. Daher wurde das Reich ein Schauplatz von Thorheiten, Verbrechen und Empörungen, davon uns die Geschichte kein ähnliches Beispiel liefert. Schwärmerei war der Hauptzug in dem Character der Regenten und der Unterthanen, der Geistlichen und der Laien — konnte man also wohl etwas besseres erwarten? — Seit den Zeiten des Leo Isauricus hatte man die Bilderverehrer verfolgt. Man vernichtete alle Bilder und Gemälde. Das abergläubische Volk, das die Anbetung derselben für einen wesentlichen Theil der Religion hielt, erregte Aufruhr und Empörung. Nichts desto weniger fuhren einige nachfol-

gende Kaiser, Constantin Copronymus und Leo der Vierte, fort, den Bilderdienst, den sie für Abgötterei erklärten, mit unglaublicher Wut zu zerstören. Irene, die Gemahlin des letztern, stellte, als sie zur Regierung kam, den Bilderdienst wieder her und nun wurden die Bilderstürmer verfolgt, welches jedesmal geschah, so wie eine oder die andre Parthei die Oberhand bekam. Leo der Armenier war wieder ein Bilderfeind und ließ einst 820 Menschen in einer Kirche ermorden, weil sie sich diesem Dienste widmeten. — Sein Nachfolger Michael setzte diese Verfolgungen fort, und Theophilus trieb sie vollends aufs äuserste.

Nach dessen Tode regierte Theodora als Vormünderin ihres Sohnes, Michaels des Dritten. Diese stellte zwar den Bilderdienst wieder her, aber nun traf die Manichäer das unglückliche Loos verfolgt zu werden. Die Kaiserin wollte sie mit Gewalt bekehren, viele Tausende wurden hingerichtet, die übrigen gingen zu den Feinden über, denen man ohnehin kaum mehr widerstehen konnte. — Dies waren die Früchte des frommen Religionseifers.

Unter der Regierung Roberts, Königs von Frankreich, eines schwachen, abergläubischen Herrn, der vor dem Bannfluch der Päpste zitterte, ward in Orleans ein schreckliches noch nie gesehenes Schauspiel aufgeführt. Einige ketzerischer Meinungen wegen angeklagte vornehme Geistliche und andre Personen wurden, nachdem man sie dieses Verbrechens überführt hatte, lebendig verbrannt — Das nicht allein. Die grausame, herrschsüchtige Constantia, Roberts Gemahlin, schlug ihrem Beichtvater, der unter jenen Unglücklichen war, als er zum Scheiterhaufen geführt wurde, mit einem Stock ein Auge aus — eine niedrige, abscheuliche That, um derenwillen man doch nicht unterließ die Königin zu rühmen, weil man sie als einen Beweis ihres Eifers für das Beste der Religion ansah.

Die Geschichte der so berühmten Kreuzzüge stellt uns nicht minder ein schreckliches Gemälde der Verwirrung des menschlichen Verstandes dar. Eine Rotte Barbaren, ohne Zucht und Ordnung, reißenden Thieren ähnlicher als Menschen, trat unter Anführung Peters des Eremiten, Gottschalks, eines Priesters, und anderer, den ersten Zug an, um das heilige Land

zu erobern. Wohin sie kamen verbreiteten sie Schrecken und Verwüstung. Als sie durch Deutschland zogen, ermordeten sie alle Juden die ihnen in die Hände fielen, wenn sie sich nicht wollten taufen lassen. Viele Tausend dieser Unglücklichen wurden Opfer ihrer Wut. In Ungarn verübten sie die größten Grausamkeiten, wurden aber dafür belohnt wie sie es verdienten. Der größte Theil von ihnen ward niedergemacht — der elende Rest dieser Armee der nach Asien kam, fiel unter dem Schwerde der Saracenen. Die nachfolgenden Kreuzzüge gelangen etwas besser, der Krieg ward mit abwechselndem Glück geführt, die Christen machten bisweilen einige Eroberungen, verlohren sie aber wieder, und nie gelang es ihnen, in jenen Ländern einen dauerhaft festen Fuß zu fassen — Millionen Menschen fanden daselbst ihr Grab.

Papst Adrian der Vierte ließ Arnolden von Brescia verbrennen, weil er gegen die Anmaßungen der Geistlichkeit, ihre Herrschsucht und die Misbräuche, die sich in der Kirche eingeschlichen hatten, eiferte. Nichts desto weniger hatte er viel Nachfolger die gleicher Meinung mit ihm

wa-

waren, die aber dafür die härtesten Schicksale erdulden mußten.

Peter von Bruis, der einige Gebräuche der katholischen Kirche bestritt, ward in der Normandie verbrannt. Diesen Unglücklichen, die alle mit dem Namen Ketzer gebrandmarkt wurden, fehlte es niemals an Anhängern und Vertheidigern ihrer Lehren.

Endlich stiftete der mächtige und gefürchtete Papst Innocentius der Dritte das schrecklichste aller Tribunäle, das Inquisitionsgericht, zur Verfolgung und gänzlicher Vernichtung aller Ketzer, wozu schon Papst Lucius der Dritte den Grund gelegt hatte. Er schickte Mönche aus um die unglücklichen Gegenstände ihrer Wut aufzusuchen, befahl den Fürsten ihnen in diesem Geschäft beizustehen — Ein schrecklicher Auftritt folgte dem andern.

Das erste Ofer dieser fanatischen Wut war Raimund der Sechste, Graf von Toulouse. Er wollte seinen Unterthanen, den Albigensern oder Waldensern, wie sie von ihrem ersten Stifter Petrus Waldus genennt werden, die man als Irrgläubige seit ihrer Entstehung verfolgt hatte nnd nun auszurotten suchte,

beistehen, ward deshalb mit dem Bann belegt, seine Länder Preis gegeben und ein Kreuzzug wider ihn verordnet. Um Verzeihung zu erhalten mußt' er sich einer harten Buße unterwerfen, und versprechen gegen seine eignen Unterthanen zu fechten. Nun hatten die armen Albigenser keine Stütze mehr. Graf Simon von Montfort, der Anführer der gegen sie streitenden Kreuzbrüder, beging unerhörte Grausamkeiten. Viele Tausende mußten unter dem Schwerde ihrer Henker oder in den Flammen sterben, außer der weit größern Anzahl, die ihren Tod in Schlachten und Belagerungen fanden. Das Blutbad war allgemein — man kannte keinen größern Ruhm als im Namen Gottes zu morden. — Diese Verfolgungen dauerten noch unter den folgenden Königen von Frankreich, Ludwig dem Achten und Ludwig dem Heiligen, auch gegen den jungen Grafen von Toulouse, Raimund dem Siebenten, der eben so hart wie sein Vater behandelt wurde, und gegen die Albigenser fort. Blos gegen diese war anfänglich das erste wirkliche Inquisitionstribunal in Toulouse errichtet; bald aber breitete es sich weiter aus, erstreckte seine Macht über andre Secten und über

alles

alles was nur irgend einen Anschein von Ketzerei hatte und zeichnete sich durch die unmenschlichsten Thaten aus. — Auch Ludwig der Heilige beschützte es.

Die Mönchsorden, deren schon eine große Anzahl waren, vermehrten sich im dreizehnten Jahrhunderte und breiteten sich immer weiter aus. Das Klosterleben ward zu einer Art von andächtigen Wut, man drängte sich dazu, der damit verknüpfte Müßiggang machte es noch reizender und von der Strenge ihrer ersten Stifter wichen ihre Nachfolger bald ab. — Franciscus von Assisi stiftete einen neuen Orden von Bettelmönchen, der einen unglaublich schnellen Fortgang hatte. Fast um eben diese Zeit stiftete Dominicus, ein Spanier, der die Bekehrung der Albigenser unternehmen wollte und der hauptsächlichste Urheber der gegen sie verübten Grausamkeiten war, einen zweiten, der eine nicht minder große Anzahl Anhänger fand. Diese beiden Orden waren es hauptsächlich, die damals das Ansehen des heiligen Stuhls und seine Eingriffe in die Macht der Regenten vertheidigten und für dessen Gerechtsame stritten. Der Orden der Dominicaner ward besonders dadurch überaus mächtig, daß ihm die

Führung des Inquisitionsgerichts überall anvertraut wurde. — Unter den Franziscanern entstand bald anfangs eine Spaltung. Einige Schwärmer, die sich Spiritualen nennten, gingen von den übrigen mehr in der vorgeschriebenen Art sich zu kleiden, als in Meinungen ab, und wurden dieses Aergernisses wegen als Ketzer verbrannt.

Bald wurde die Inquisition auch in Spanien eingeführt. Ferdinand der Dritte, mit dem Zunamen der Heilige, König von Leon und Castilien, zündete mit eigner Hand die Scheiterhaufen an, auf welchen man die Ketzer in Asche verwandelte. Er eroberte Cordova und Sevilla und vertrieb einige hundert tausend Mauren, die er durch Duldung zu seinen Unterthanen hätte machen können.

Auch in Italien säumte man nicht, die Inquisition aufzunehmen — Ihr Wirkungskreis breitete sich immer weiter aus.

In Deutschland suchte man sie ebenfalls einzuführen. Konrad von Marburg, als päpstlicher Bevollmächtigter daselbst, übte sie mit der größten Strenge aus, aber eben diese Strenge diente zu ihrem desto frühern Untergang. Die Nation schüttelte dies entehrende Joch ab, als das

Un-

Unwesen drei Jahr lang gedauert hatte. Konrad ward auf seiner Rückkehr von Frankfurt, wo die geistlichen und weltlichen Stände des Reichs dieser Sache wegen versammelt gewesen waren, ermordet.

Ausser den obgedachten Spiritualen, hatten auch die Beguinen, die Fratricellen und andre, ebenfalls Mönche die von ihrer Ordensregel abwichen und welche man deshalb der Ketzerei beschuldigte, harte Verfolgungen von der Inquisition auszustehen, aber die vornehmsten und bedauernswürdigsten Opfer ihrer Wut waren die Tempelherren. Philipp der Schöne, König von Frankreich, hatte ihre Ausrottung beschlossen, wahrscheinlich um sich in den Besitz ihrer Reichthümer zu setzen, und nun war es leicht Beschuldigungen gegen sie zu finden, die aber eben so lächerlich als unerwiesen waren. Ihr eignes Geständniß war nöthig und die Folter sollte es herauspressen. Eine große Anzahl derselben ward auf die schrecklichste Weise gemartert — viele von ihnen starben mitten in diesen Quaalen, viele andre bekannten, unter den fürchterlichsten Schmerzen, gezwungen, alles was man wollte, und widerriefen alles, so bald ihre Henker sie losgelassen hatten. Vier und funfzig von diesen

letzten ließ Philipp, ohne auf ihren Widerruf zu achten, blos in Paris verbrennen. Auf gleiche Art verfuhr man gegen sie in den Provinzen. Und, was das merkwürdigste war — unter allen diesen war kein einziger, der nicht bis auf den letzten Augenblick, da ihn die Flammen verzehrten, seine und seiner Brüder Unschuld betheuert hätte. Alles dies rührte den Tyrannen nicht. — Auch der Großmeister dieses Ordens, Johann von Molay, und der Komthur von der Normandie wurden in Paris, da man sie durch nichts bewegen konnte etwas nachtheiliges zu bekennen, lebendig verbrannt und starben eben so standhaft. Der Papst Clemens der Fünfte, Philippen blindlings ergeben, hob den ganzen Orden auf.

Die Juden waren immer Gegenstände der Verfolgung. Sie lebten unter steten Bedrückungen. Philipp der Schöne jagte sie aus dem Lande, Philipp der Fünfte verurtheilte sie sogar, unter dem Vorwand, sie hätten eine allgemeine Vergiftung der Brunnen veranstalten wollen, im Grunde aber um sich ihrer Güter zu bemächtigen, zum Feuer — denn brennen war und blieb immer die Lieblingsbeschäftigung der Tyrannen und der Inquisitoren.

In

In England hatte bisher noch keine Ketzerverfolgung statt gehabt. Wicleff, ein Lehrer zu Oxford, der gegen den Papst eiferte, den Anmassungen der Geistlichkeit und besonders der Mönche sich entgegensetzte, den blinden Aberglauben zu verscheuchen suchte, selbst einige Lehren der katholischen Kirche angrif, und dadurch den Grund zu der künftigen großen Reformation legte, war geduldet worden, man misbilligte seine Lehren nicht. Heinrich der Vierte bestieg den Thron, ohne andre Rechte dazu zu haben als die ihm die Gewalt verschafte. Dieser Usurpator wußte wohl, wie schwach diese Rechte, besonders in jenen unruhigen Zeiten waren, und war klug genug einzusehen, daß er sich ganz andrer Mittel bedienen müßte sich auf seinem schwankenden Thron zu erhalten, als er angewendet hatte ihn einzunehmen. Die Clerisei stand in großem Ansehn; er hatte viel gewonnen, wenn er sich diese zu Freunden machen konnte, und dies that er dadurch, daß er ihr die Lollards oder die Schüler Wicleffs aufopferte, die vermöge ihrer Grundsätze ihr verhaßt waren. Er gab ein Gesetz wodurch die Kirche berechtigt wurde, alle diejenigen als Ketzer zu verfolgen, welche von ihren Lehrsätzen abwichen, und sie, wenn sie bei

ihren Meinungen beharrten und nicht widerrufen wollten, dem weltlichen Arm zu übergeben, welcher sie alsdann zum Feuer verdammen sollte. Man urtheile ob die Geistlichkeit, die so gern die Irrenden wieder auf den rechten Weg leitet, sollt' es auch auf eine den blödsinnigen Augen der Layen verabscheuungswürdig scheinende Art geschehen, sich dieser guten Gelegenheit bediente, um ihre Rechte geltend zu machen. William Sautre, ein Priester, wurde von dem Erzbischof und einer Kirchenversammlung zu Canterbury zum Scheiterhaufen verdammt — das Parlament fand das Urtheil gerecht und die Strafe ward vollzogen. Andre hatten ein gleiches Schicksal.

Heinrich der Fünfte, ein großer und kluger Monarch, ließ sich doch durch den Erzbischof von Canterbury verleiten, die Verfolgungen fortzusetzen. Lord Cobham, ein angesehener und durch seine Tapferkeit berühmter Herr, war das Opfer davon. Er wurde zum Feuer verdammt, entfloh, stiftete Empörungen an, ward gefangen, gehängt, und seine Gebeine verbrannt.

Unter allen Concilien ist keines merkwürdiger als das berühmte Concilium zu Kostnitz, wegen der daselbst gepflogenen Verhandlungen und

wegen der Folgen die diese hatten. Hier wurde die große vierzigjährige Trennung der occidentalischen Kirche geendigt, hier wurde festgesetzt, daß jedes allgemeine Concilium über den Papst erhaben sei, drei Päpste die zu gleicher Zeit herrschten und schreckliche Verwirrungen verursachten, wurden abgesetzt und ein neuer erwählt. Was aber am meisten bemerkt zu werden verdient ist die Verurtheilung des Johann Huß. Dieser Mann war Rector der Universität zu Prag, wo er sich durch einige Streitigkeiten viele und mächtige Feinde zuzog. Er wollte die rauhen Sitten verbessern und man ward nur noch mehr gegen ihn erbittert. Nun erklärte er sich öffentlich als einen Anhänger der Lehren Wicleffs, stritt gegen die Hierarchie, lehnte sich wider das Ansehen des Papstes und wider dessen Eingriffe in die Rechte der Fürsten auf, behauptete, man bedürfe gar keines Papstes, und stellte alle Fehler und Ausschweifungen der Geistlichen in ihrer ganzen Blöße dar. Alle übrigen ketzerischen Meinungen gegen die Religion selbst, die man ihm andichtete, leugnete er. Seine Sätze wurden in Prag verdammt, Johann der Drei und zwanzigste that ihn in den Bann, nichts desto weniger ging er seinen Weg fort. Er

ward

ward von dem Concilium zu Kostnitz vorgeladen, um sich zu vertheidigen, der Kaiser Siegmund ertheilte ihm sicheres Geleit, er verfügte sich also ohne einiges Mistrauen dahin. Bald nach seiner Ankunft ward er ins Gefängniß geworfen. Er berief sich auf sein sicheres Geleit, der Kaiser selbst war zweifelhaft, das Concilium belehrte ihn aber bald eines bessern; nemlich: Daß kein katholischer Christ verbunden sei, einem Ketzer Treu und Glauben zu halten; daß dies sogar nicht einmal erlaubt sei; daß ein weltlicher Fürst durch Ertheilung eines sichern Geleits, wenn dies zum Nachtheil der Kirche gereichte, das Amt des geistlichen Richters nicht schmälern könne; sondern daß dieser jeden Ketzer, als einen der ohnehin aller Privilegien verlustig wäre, zu verurtheilen befugt sei, wo und wie er ihn fände. — Diese abscheulichen Sätze sind von der Zeit an bei der katholischen Kirche in Ansehen geblieben und ausgeübt worden. — Huß ward verhört; er leugnete verschiedenes von demjenigen was man ihm aufbürdete, wegen des übrigen verlangte er, man sollte ihn widerlegen;

dar-

darauf ließ man sich nicht ein — er sollte widerrufen, das that er wieder nicht und nun ward er als ein Ketzer zum Tode verdammt. Das Urtheil selbst ward auf eine schreckliche und unmenschliche Weise vollzogen. Es wurde ihm eine Mütze aufgesetzt, die mit Teufeln bemahlt und worauf das Wort Erzketzer geschrieben war, seine Bücher wurden in seiner Gegenwart verbrannt, seine Seele ward feierlich dem Teufel und sein Körper den Flammen übergeben, in welche man ihn alsdann stürzte und seine Asche in den Rhein streute. Dies war das Ende jenes berühmten, muthigen Mannes, der die Macht seiner Feinde wohl kannte, und dennoch, auf das Wort eines Kaisers sich stützend, sich mitten unter sie wagte, ohne zu bedenken, daß auch eines Kaisers Wort eine sehr unzuverläßige Versicherung, und eines Kaisers Macht ein sehr schwacher Schirm gegen die Wut und Gewalt intoleranter und blutdürstiger Pfaffen sei. — Ein Schüler und vertrauter Freund des Huß, Hieronymus von Prag, war auch in Kostnitz. Auch ihm wurde der Proceß gemacht — er widerrief. Bald aber schämte er sich dieses Widerrufs und vertheidigte sich und seine Lehren. Nun hatte er mit Hussen gleiches Schicksal. Er

hielt mit dem ruhigsten Gemüth noch einige Reden an seine ungerechten Richter, welche sie selbst vortreflich preisen mußten und starb dann mit unbeschreiblicher Heiterkeit und Standhaftigkeit in den Flammen. — Alle Lehren Wicleffs wurden auf diesem Concilium verdammt — eine Folge davon war, daß seine Gebeine ausgegraben und verbrannt wurden.

Mit Hussens Tod waren seine Anhänger nicht ausgerottet — im Gegentheil, sie schienen dadurch noch mehr Stärke gewonnen zu haben. Aufgebracht über die abscheuliche Art, wie man ihren Lehrer behandelt hatte, rotteten sie sich zusammen und verfochten ihre Rechte gegen alle die sie unterdrücken wollten mit dem Schwerd. Und nun entspann sich ein Krieg der zwanzig Jahre dauerte, und welcher von beiden Seiten mit einer Grausamkeit geführt wurde, davon die Geschichte wenig ähnliche Beispiele aufzuweisen hat. Johann von Trosnow mit dem Zunamen Ziska war der Anführer der Hussiten. Ihr bloßer Name verbreitete so viel Schrecken, daß zahlreiche Armeen, die man ihnen entgegensetzen wollte, blos auf den Ruf von ihrer Annäherung in der größten Eil flohen, ehe jene sich noch selbst zeigten. Die

Ver-

Verwüstungen waren allgemein — Böhmen und alle angränzenden Länder fühlten die Wut dieser barbarischen Krieger. — Ziska ließ dreizehn Rathsherren in Prag zum Fenster hinunter in die Spieße seiner Soldaten stürzen — er verfolgte die Katholiken, zumal die Geistlichen, aufs grausamste, zerstörte die Klöster — kurz, Hussens Tod ward aufs schrecklichste, aber leider an Unschuldigen, gerochen. Auf der andern Seite säumten die Katholiken nicht, Repressalien zu gebrauchen; das Schicksal der Hussiten die ihnen in die Hände fielen war traurig — Siegmund selbst ließ einige schauderhafte Exekutionen vollziehen — nichts desto weniger behielten die Hussiten die Oberhand, sowohl im Felde, als in dem Kriege gegen Weiber, Kinder und Unbewehrte, aus dem man sich in den damaligen Zeiten einen großen Ruhm machte. Endlich setzten sie es gar als einen Glaubensartikel fest, daß jeder der ihrer Lehre zugethan sei, sich in dem Blute seiner Feinde baden müsse, wenn er nicht verdammt seyn und von ihnen ausgestoßen werden wolle. Wer vermag die Folgen zu schildern, die aus diesem abscheulichen Satze flossen? Nach einem erfochtnen Siege wurden gewöhnlich auch die Gefangnen von

beiden Partheien verbrannt. Unter den beiden Prokopiis, Anführern der Hussiten nach Ziskas Tode, dauerte das Rauben, Morden, Sengen und Brennen immer fort, bis am Ende Uneinigkeiten unter ihnen selbst entstanden, wodurch sie einander eben so unmenschlich aufrieben, die Prokopii in einer Schlacht erschlagen wurden und Siegmund durch Verträge mit den Hussiten zum völligen Besitz von Böhmen kam.

Nicht eigentlich, aber doch als ein Beispiel unerhörter Grausamkeit, das von allen Völkern der Erde einstimmig verabscheut ward, und zum Beweis, daß die weltliche Macht, wenn sie Schandthaten begehen wollte, die sie selbst zu verantworten sich nicht getraute, des geistlichen Arms sich bediente, wohl wissend, daß die Clerisei mit ihren schwarzen Fittigen alles Schauderhafte deckte, daß sie sich zu allem lieh, wenn von Zerstören und Verderben die Rede war, gehört hieher das schreckliche Schauspiel das der Herzog von Bedford, der Heerführer der Engländer in Frankreich, zu Rouen gab. Wer kennt nicht das Mädchen von Orleans, Johanna d'Arc? Diese liebenswürdige Schwärmerin focht für ihr bedrängtes Vaterland und für ihren König — sie ent-

entsetzte Orleans, ließ Karln den Siebenten zu Rheims krönen und gerieth alsdann bei Compiegne in die Hände der Feinde. Der Herzog, aus Rache daß sie seine Anschläge rückgängig gemacht und seinen Truppen den Muth benommen hatte, überlieferte diese Heldin, anstatt ihr die Ehrerbietung zu bezeigen die sie verdiente, einem geistlichen, wahrscheinlich dazu erkauften, Gerichte, welches sie der Gotteslästerung, Zauberei und Ketzerei beschuldigte und zum Scheiterhaufen verdammte.

Zwei lächerliche Secten, die Nominalisten und Realisten, hatten sich schon seit langer Zeit durch ihre Streitigkeiten und durch die Wut mit welcher sie einander verfolgten berühmt gemacht. Huß, der zu den letztern gehörte, war von jenen schon in Prag verketzert worden, und die Feindschaft die er sich dadurch zuzog hatte keinen geringen Antheil an seiner nachmaligen Verurtheilung in Kostnitz. Nach den verschiednen Gesinnungen der Fürsten, in deren Ländern sie lebten, hatten die Anhänger dieser Secten auch verschiedne Schicksale. Ludwig der Eilfte, König von Frankreich, verfolgte die Nominalisten und verbot ihre Schriften zu lesen, doch wurden sie nicht ganz un-

terdrückt und die Streitigkeiten unter ihnen dauerten noch lange Zeit fort. —

Der gegenseitige Haß der Franziscaner und Dominicaner brach auch oft in Thätlichkeiten aus. Hieronymus Savanarola, ein Dominicaner zu Florenz, ward ketzerischer Lehrmeinungen beschuldigt, im Grunde aber war er nur ein Schwärmer. Nichts desto weniger trieb man die Erbitterung gegen ihn aufs äuserste. Er wurde im Jahr 1498. nebst noch zweien seiner Ordensbrüder verbrannt.

Mohammed, dieser berühmte Araber, hatte bereits im siebenten Jahrhundert eine neue Religion gestiftet, die in kurzer Zeit eine unglaublich große Anzahl Anhänger fand. Unter seinen Nachfolgern breitete sie sich immer weiter aus. Die Araber oder Sarazenen überschwemmten einen großen Theil von Asien und Africa und pflanzten daselbst ihre Lehre fort. Sie eroberten ganz Portugal und Spanien, thaten von da Einfälle nach Frankreich, wo sie aber stets zurückgeschlagen wurden. Ohne eben intolerant zu seyn und den Christen die unter ihrer Herrschaft lebten grausam zu begegnen, wurden diese doch, wie man leicht denken kann, auf mannichfaltige Art von

ihnen

ihnen bedrückt, wenn sie nicht zu ihrem Glauben übergingen. Nach der Zerstörung des Califats, und nachdem die Sarazenen aus vielen ihrer Besitzungen durch die Mogoln und Türken vertrieben waren, hatten die Christen darum kein besseres Schicksal, weil diese Völker ebenfalls der mohammedanischen Religion zugethan waren. In Spanien erhielten sich die Sarazenen am längsten und wurden erst zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts von den Christen gänzlich daraus vertrieben. Unter allen diesen Nationen wurde den Christen doch verstattet zu leben, freilich unter einem gewissen Druck — wie von je her der Besiegte unter seinen Ueberwindern. Sie bezahlten ihren Tribut, und genossen dafür Glaubensfreiheit und einige bürgerliche Rechte. Nicht so, als die Christen die verlohrnen Provinzen wieder eroberten. Anstatt die Mauren zu dulden und aus ihren vorigen Beherrschern Unterthanen zu machen, deren Fleiß und Arbeitsamkeit den allgemeinen Wohlstand hätte befördern und ihre Länder blühend machen können, wurden sie ihrer Religion wegen aufs grausamste verfolgt und Schaarenweise fortgejagt. Eine Maxime die von den schädlichsten Folgen war, da sie das Land entvölkerte, die neuen Bewohner

 dessel-

desselben in Unthätigkeit versetzte, weil sie kein Beispiel zur Anstrengung ihrer Kräfte mehr vor Augen hatten, die tyrannische Gewalt der Geistlichkeit noch mehr befestigte, und so den Fanatismus in Spanien aufs höchste trieb, dessen Wirkungen zwar jetzt geschwächt sind, wovon man aber noch heut zu Tage traurige Spuren daselbst entdeckt.

Ferdinand der Katholische und Isabella gaben gleich nach ihrer Thronbesteigung in Castilien dem heiligen Inquisitionsgericht eine Macht, die alle Schrecknisse desselben vervielfältigte. Die Königin hatte, noch ehe sie zur Regierung kam, in die Hände des Torquemada, eines grausamen Pfaffen aus dem Orden der Dominicaner, einen Eid abgelegt, dereinst alle Juden, Mohammedaner und alle auf die nur der geringste Verdacht der Ketzerei fallen würde, mit Feuer und Schwerd zu verfolgen und so die Lehre des ächten katholischen Glaubens zu befestigen. Torquemada wurde, nachdem sie zum Thron gelangt war, Großinquisitor des Königreichs, eine Würde die ihm alle Gewalt gab, seinen Blutdurst, oder Religionseifer, wie man es nennen will — denn beides waren gleichbedeutende Wörter

—zu

— zu befriedigen, und Unschuldige hinzurichten ohne irgend jemanden Rechenschaft davon zu geben. Denn das Tribunal der Inquisition war von jedem andern darin unterschieden, daß es sich nie damit abgab, dem Beklagten seine Ankläger zu nennen, oder ihm sein Verbrechen zu entdecken. Dies letzte mußte er errathen, und er mochte des nun können oder nicht, so war er immer gewiß, entweder als ein strafbarer oder als ein hartnäckiger Ketzer verdammt zu werden. Aus den furchtbaren Klauen dieser Hyäne war keine Rettung — wen sie faßte wurde zerfleischt. Das Leben der Menschen war ihr ein Spiel — alle natürlichen Mittel diese zu vertilgen waren ihr zu wenig, schienen ihr zu unwürdig — sie bediente sich der teuflischsten Künste, um ihre mörderischen Zwecke zu erreichen. Jeder rachgierige Bösewicht gab denjenigen als einen Ketzer an, von dem er beleidigt zu seyn glaubte, und konnte sicher darauf rechnen bald seines Feindes entledigt zu seyn. So wurden in den ersten vier Jahren sechstausend Menschen verbrannt und mehr als hunderttausend hatten in den nachfolgenden ein gleiches Schicksal. Das Auto da fe ward eingeführt, diese gräßliche Mordscene, die man für eine öffentliche Reli-

ligionsübung ausgab, wobei die Inquisitoren den Vorsitz führten, welcher die königliche Familie und alle Großen des Reichs beiwohnten, und wozu der neugierige Pöbel lauten Beifall jauchzte. — Granada war noch das einzige Königreich das die Sarazenen in Spanien besaßen. Ferdinand und Isabella beschlossen die Eroberung desselben und führten ihren Entwurf glücklich aus. Nun wurden die Mauren, bis auf die wenigen die sich taufen ließen, vollends gänzlich vertrieben. Zu gleicher Zeit verjagte man die Juden. Mehr als hundert und funfzig tausend Menschen mußten das Land räumen — ein unersetzlicher Verlust für Spanien, von dem es sich nie ganz wieder erholen konnte — die übrig gebliebenen und diejenigen die aus Africa zurückkamen, fielen in die Hände der Inquisition. Wie sehr dies Tribunal dem Aufkommen der Wissenschaften schadete, braucht nicht bemerkt zu werden. Ferdinand, so ein großer und kluger Regent er übrigens war, hat seinem Ruhm durch die Grausamkeiten die er der Inquisition auszuüben verstattete einen unauslöschlichen Schandfleck angehängt. Auch in Neapel wollte er, nachdem er zum Besitz dieses Königreichs gekommen war, dies Gericht einführen, es gelang ihm

aber nicht. Doch vertrieb er die Juden daraus. — Unter eben dieser Regierung ward Amerika entdeckt. Jedermann weiß, welche fast unübersteigliche Schwierigkeiten und Gefahren der große Columbus zu bestreiten hatte, dennoch überwand er sie alle. Indeß er mit den Elementen und mit seinem stets aufrührischen Schiffsvolk kämpfte, ward er bei Hofe von seinen Feinden verläumdet. Er brachte sie zum Schweigen, aber am Ende war doch Undank sein Lohn. Er hatte die Wilden, die er in den neuentdeckten Ländern antraf, als Menschen behandelt; nach seinem Tode wartete ein trauriges Schicksal auf sie. Die dahin verpflanzten Colonisten und die Missionaire, die sie zu einem Glauben bringen sollten von denen sie keinen Begriff hatten, also die verbundene geistliche und weltliche Macht, wetteiferten mit einander wer sie am geschwindesten vertilgen könnte. So beraubte und mordete man sie — aber dies alles im Namen der allerheiligsten Religion.

Während der Zeit hatten die Portugiesen im Orient ebenfalls neue und nicht minder große Entdeckungen gemacht. Emanuel der Erste, König von Portugal, sendete einen gewissen Vasco de Gama nach Indien. Dieser se-

gel-

gelte um das Vorgebirge der guten Hofnung, das bereits entdeckt war, und landete endlich bei Calicut auf Malabar. Zufrieden einen Weg nach Indien gefunden zu haben, kehrte er nach Europa zurück, und ganze Schaaren von Portugiesen, begierig nach den Schätzen des Orients, machten sich nun dahin auf den Weg. Das Hauptcommando in Indien erhielt Alphonsus Albuquerque — ihm allein haben die Portugiesen die Macht und das Ansehen zu danken, das sie in jenen Gegenden erhielten. Er zerstörte Calicut, eroberte Goa, Malacca, Ormus, und gründete einen sehr ausgebreiteten und vortheilhaften Handel. Die Sucht sich zu bereichern hielt mit der Begierde das Christenthum zu verbreiten gleichen Schritt. Zu einigem Ersatz für die Heiden die man plünderte, wollte man sie bekehren. Man nahm ihnen ihre Güter und gab ihnen Hofnungen — denn natürlich verstanden sich die klugen, gesitteten Europäer besser aufs Handeln als jene uncultivirten Nationen — man vertauschet ihre irrdischen Schätze gegen geistliche Güter, und diejenigen die nicht recht wußten was sie mit diesen letzten anfangen sollten und die Vortheile nicht erkennen wollten

die

die sie dadurch erhielten, wurden für halsstarrige unverbesserliche Sünder angesehen und — man schlug sie tod. Ueberall ward auf den Körpern Erschlagner das Christenthum fortgebaut.

Unter der Regierung Karls des Fünften ward Mexico von den Spaniern erobert. Die Grausamkeiten die dabei begangen wurden gehen über alle Beschreibung. Ferdinand Cortez war es der sich dieses großen Reichs bemächtigte und es dem spanischen Scepter unterwarf. Die christliche Religion ward den Mexicanern aufgedrungen, denn dies Volk war zu zahlreich als daß man sich die Mühe hätte geben sollen es zu unterrichten — man taufte sie, ohne daß jene oft den geringsten Begrif hatten, was diese Ceremonie bedeuten sollte. Da aber diese neuen sogenannten Christen zu mächtig waren, als daß man ihnen hätte trauen sollen, so suchte man sich ihrer zu entledigen, stolz auf das Verdienst ihnen den Eingang zum Paradies eröfnet zu haben. Cortez ließ ihren Kaiser Guatimozin hinrichten, und nach dem Zeugniß spanischer Geschichtschreiber selbst, hatten vierzig Millionen seiner ehmaligen Unterthanen mit ihm gleiches Schicksal.

Der=

Derselbige Religionseifer beseelte die drei Eroberer von Peru, den Pizarro, Almagro und Lüque. Die Beherrscher dieses Reichs waren aus der Familie der Incas, die von der Sonne abzustammen vorgaben. Atabalipa oder Atahualpa saß damals auf dem Thron. Valverde, ein Dominicaner, wollte ihn bereden die christliche Religion anzunehmen, deren Grundlehren er ihm in einer weitläuftigen Rede darzustellen suchte. Jener lehnte es von sich ab, mit dem Zusatz, daß er von allem dem nichts verstünde, noch weniger von der Wahrheit dessen was er gehört überzeugt wäre, er wolle also bei der Religion seiner Vorfahren bleiben. Dies wurde für eine Gotteslästerung angesehen, die Spanier griffen die Peruaner an, metzelten viele tausende nieder, der Kaiser selbst ward gefangen genommen, seiner Schätze beraubt, kurz darauf aber dennoch mit Gewalt getauft, erwürgt und verbrannt. —

König Christian der Zweite in Dännemark, ein abscheulicher Tyrann, bediente sich der Religion als eines Vorwandes um seinen Blutdurst zu stillen. Die Schweden, die schon unter der vorigen Regierung sich empört hatten, wollten sich ihm nicht unterwerfen. Er wendete sich an den

Papst,

Papst, der die Rebellen in den Bann that und ihm selbst die Vollziehung desselben auftrug. Er ging mit einer Armee nach Schweden, ward aber geschlagen. Nun suchte er das durch Vergleiche zu erhalten, was er durch die Gewalt der Waffen vergeblich zu erobern gesucht hatte. Man genehmigte seine Vorschläge die er aber selbst aufs schändlichste brach, mit einem neuen Heer nach Schweden kam und sich zum König krönen ließ. Er legte hierauf einen öffentlichen Eid ab, daß er seiner neuen Unterthanen schonen und alles Vergangene vergessen wolle. Dies war eine Maske unter der er sein grausames Vorhaben verbarg. Er ließ alle vornehme Schweden zu einem großen Gastmahl einladen welches drei Tage dauerte. Bei Endigung desselben trat Gustav Trolle auf, Erzbischof von Upsal, des Königs Liebling und Theilnehmer seiner Schandthaten. Er war vom Könige in geheim unterrichtet und erklärte, daß obgleich Seine Majestät den Aufrührern verziehen hätte, so verlangte er doch im Namen des Papstes, der sie mit dem Bann belegt hätte, Genugthuung. Er klagte sie als Ketzer an und ließ sogleich das Urtheil vollziehen, weil alles schon vorbereitet war. Vier und neunzig der edelsten Schweden, unter denen

auch

auch Erich Wasa, der Vater des folgenden Königs war, wurden enthauptet, ohne ihre Vertheidigung im geringsten zu hören, der größte Theil der Bürger in Stockholm ward von den Soldaten niedergemacht, in den Provinzen verfuhr man auf ähnliche Weise. Sogar der Leichnam des vorigen Königs ward ausgegraben, aufs äuserste beschimpft, geviertheilt und die Theile an verschiedenen Orten des Königreichs an Galgen gehängt.

Luther, dieser große und kühne Reformator stand jetzt auf und brachte dem päpstlichen Ansehen und den unbefugten gewaltthätigen Eingriffen des römischen Hofs in die Rechte der europäischen Fürsten einen tödtlichen Stoß bei. Anfänglich lehnte er sich blos wider die Misbräuche der katholischen Kirche auf und ließ ihre Lehrsätze unangefochten. Er predigte im Jahr 1517. auf der Universität Wittenberg gegen den Ablaßhandel der damals im größten Flohr war und wodurch Leo der Zehnte seinen zu Grunde gerichteten Finanzen wieder aufhelfen wollte. Jedermann konnte für Geld Ablaß von seinen Sünden erhalten. Besonders trieb Tetzel, ein Dominicanermönch, in Deutschland damit einen schändlichen Handel. Luther, der diesem Unwesen steuern wollte, zeigte

wie

wie entehrend dies Verfahren für die Religion sei. Man begegnete ihm mit Härte und Verachtung und erbitterte ihn dadurch noch mehr. Er ging nun weiter und grif auch verschiedne Lehren der römischen Kirche an. Unter andern behauptete er, die Verbrennung der Ketzer sei dem Geiste der Religion nicht angemessen und eine ihr höchst unwürdige Maasregel. Nun wurden durch eine päpstliche Bulle seine Lehrsätze selbst für Ketzereien erklärt, seine Schriften zum Feuer verdammt, und er, wenn er in einer bestimmten Zeit nicht widerrufen würde, nebst seinen Anhängern der Verfolgung Preis gegeben. Tetzel hatte schon vorher Luthers Sätze zu Jüterbock verbrannt. In Löwen, Cölln und Mainz geschah ein gleiches auf Anstiften der päpstlichen Nuntien Caraccioli und Aleander, und mit Genehmigung Kaiser Karls des Fünften. Luther seiner Seits verbrannte dagegen die Bulle sammt dem ganzen canonischen Rechte öffentlich in Wittenberg. Dies war die Losung zum Streit und die Ursach einer großen Trennung von der herrschenden Kirche, welche die Päpste durch Abschaffung der zu weit um sich greifenden Misbräuche wahrscheinlich hätten abwenden können. So heilsam und

nothwendig die Reformation war, so war es doch nicht zu vermeiden, daß nicht eine Folge von Religionskriegen daraus entstand, die beinahe ganz Europa in Feuer und Flammen setzten.

Fast zu gleicher Zeit mit Luthern stand in der Schweiz ein andrer Reformator auf, Zwinglius, ein Prediger zu Zürch, der aber noch weiter ging als jener. Einige Cantons nahmen seine Lehren an, die andern blieben der katholischen Religion treu, man bekriegte einander, Zwinglius ward in einem Treffen dem er beiwohnte stark verwundet, und, weil er seinem Glauben nicht entsagen wollte, getödtet, sein Leichnam geviertheilt und verbrannt.

Mit der Reformation nahm zugleich die Schwärmerei überhand. Einige unruhige fanatische Köpfe, die vielleicht glaubten, Luthern allein nicht die Ehre lassen zu müssen, oder bei der allgemeinen Gährung ihre ungereimten Meinungen auch geltend machen wollten, erregten hie und da schreckliche Verwirrung. Thomas Münzer war der Stifter der Wiedertäufer, einer Secte welche sich damals durch unruhige Gesinnungen und Grausamkeiten auszeichnete. Den Bauern in Deutschland, die unter einem har-

ten Joche lebten, waren Münzers aufrührische Lehrsätze willkommen. Sie nahmen sie an und erregten in Schwaben, Franken und Thüringen einen fürchterlichen Aufstand. Münzer stellte sich an ihre Spitze und stiftete unglaubliche Unordnungen an. Er ward endlich von seinen Anhängern zum Prediger in Mühlhausen erwählt, setzte aber dem ungeachtet seine rebellischen Unternehmungen fort. Er bewafnete die Bauern, wollte eine Gleichheit der Güter einführen und gab die Schätze der Reichen dem Raubgesindel Preis. Die Empörung dauerte immer fort, so sehr sie auch in manchen Gegenden in die Enge getrieben und zu Hunderten niedergemacht und hingerichtet wurden. In Thüringen hatte sich eine große Anzahl derselben versammelt, zu denen sich wiederum Münzer mit einigen hundert Landstreichern gesellte. Da man sie durch keine Anerbietungen zur Ruhe bringen konnte, brachten einige deutsche Fürsten ein Heer zusammen, zogen wider sie aus, erschlugen einige tausend und zerstreuten die übrigen. Münzer wurde nebst einem seiner Gehülfen, Pfeiffer, einem ehemaligen Ordensgeistlichen, gefangen und enthauptet. — Ein andrer von diesen Schwärmern,

Johann von Leiden, bemächtigte sich der Stadt Münster, vertrieb den Bischof und die Besatzung, und ließ sich endlich gar daselbst zum König krönen. Um seine Lehren zu verbreiten beging er tausend Ausschweifungen und Grausamkeiten. Er schickte Gesandten aus, die aber fast alle mit ihrem Leben für diese Ehre bezahlen mußten. Er trieb seine Thorheiten bis auf einen unerhörten Grad und das leichtgläubige Volk verehrte ihn dem ungeachtet als einen Propheten. Endlich nahm der Bischof die Stadt wieder ein, und ließ ihn nebst zweien seiner Anhänger, Knipperdolling und Crechting, mit glühenden Zangen zwicken und hinrichten. So ging es fast allen diesen Fanatikern. Melchior Hofmann, ein andrer Schwärmer in Holstein, wo er viel Unruhen anrichtete, wurde endlich des Landes verwiesen und starb zu Straßburg im Gefängniß. In ganz Deutschland flossen Ströme von Blut. — Karl der Fünfte hatte die Todesstrafe auf die Wiedertaufe gesetzt.

Mit Luthern und seiner Reformation standen diese Schwärmer in keiner Verbindung. Im Gegentheil mißbilligte er alle diese Ausschweifungen. Luther ward von dem Kaiser und dem

Reichstag zu Worms mit Ertheilung sichern Geleits vorgeladen — er erschien, troz Hussens abschreckendem Beispiel. Man verlangte von ihm er solle widerrufen. Dies lehnte er schlechterdings ab. Einige Mitglieder des Reichstags thaten wieder den Vorschlag ihm das sichere Geleite zu brechen und beriefen sich deshalb auf die Schlüsse des Kostnitzer Conciliums. Aber diesmal war der Sieg auf der Seite der Menschlichkeit und Ehre. Luther ward entlassen, aber kurz darauf vom Kaiser in die Acht erklärt. Er hielt sich in Wartburg auf, wohin ihn der Churfürst von Sachsen zu seiner Sicherheit hatte bringen lassen. Indessen aber übte sein Gehülfe Carlstadt nebst einigen andern schwärmerisch gesinnten in Wittenberg Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiken aus, zerstörte die Altäre und Bilder und verjagte sogar einige Geistliche. Durch Luthers Zurückkunft ward die Ruhe wieder hergestellt. Man fuhr fort ihn zu verfolgen. Auf der Reichsversammlung zu Nürnberg verlangten der päpstliche Gesandte und einige geistliche Stände, man sollte ihn und seine Anhänger ausrotten, sie erhielten aber kein Gehör. Eben diese Anforderungen, die Schlüsse des Wormser Reichstags zu vollziehen, wurden

nachher noch oft wiederholt. — Die ersten die mit ihrem Blute für die Annahme der neuen Lehren büßen mußten, waren zween Augustiner, welche in Brüssel zum Tode verdammt und hingerichtet wurden. — Heinrich von Zütphen, ein gelehrter Mann und eifriger Vertheidiger der Religionsverbesserung, ward in Dithmarschen von rebellischen Bauern verbrannt. — Ungeachtet der Kaiser und der größte Theil der deutschen Reichsfürsten alles mögliche thaten der Reformation zu steuern und ihr Hindernisse in den Weg zu legen, so breitete sie sich doch je länger je mehr aus. Ohne mancherlei Bedrückungen und Verfolgungen konnte dies freilich nicht geschehen. Selbst erlauchte Personen waren denselben ausgesetzt. Joachim der Erste, Churfürst von Brandenburg, wollte seine Gemahlin, die Luthers Lehre zugethan war, ins Gefängniß werfen, und sie konnte diesem Schicksal nur durch eine schleunige Flucht entgehen. — Auf dem Reichstag zu Speyer im Jahr 1529. wurde die ehemals bewilligte Religionsfreiheit wieder aufgehoben, die Reichsstände, die Luthers Lehre begünstigten, protestirten aber wider diesen Schluß. Im folgenden Jahre, auf dem berühmten Reichstag zu

Augs-

Augsburg, wo das Glaubensbekenntniß der Protestanten verlesen und dem Kaiser übergeben wurde, ward durch einen Reichsschluß die fernere Verbreitung und Duldung ihrer Religion untersagt, und alle Hofnung zur Wiedervereinigung mit der römischen Kirche war verschwunden. Die Bannflüche der Päpste gegen die Protestanten dauerten, wiewohl ohne Wirkung, fort, und Luther hatte noch vor seinem Tode die Freude, zu sehen daß seine Lehren so tiefe Wurzel gefaßt hatten, daß kein Sturm sie vernichten konnte.

Kaiser Karl war den Protestanten nie günstig gewesen, doch mußte er ihrer aus Staatsklugheit schonen, weil sie zu mächtig waren, viel deutsche Reichsfürsten sich zu ihrem Glauben bekannten, und er selbst immer in schweren Kriegen verwickelt war, wo er ihre Hülfe brauchte. Nachdem er aber mit den Türken einen Stillstand gemacht hatte, so zog er nach und nach die Maske ab und ließ sich immer deutlicher merken, daß es seine Absicht sei die Ketzer zu unterdrücken und zu vertilgen. Ein allgemeines Concilium sollte das Mittel dazu seyn, allein der Papst, dessen Ansehen durch die Macht des Conciliums beschränkt ward, suchte durch mancherlei Ausflüchte dies zu

vereiteln. Endlich kam doch die Kirchenversammlung zu Trident zu Stande, deren Aussprüchen sich aber die Protestanten aus dem sehr guten Grunde nicht unterwarfen, weil sie blos zu ihrer Verdammung abzielte. Der Erfolg zeigte, daß sie sich nicht geirrt hatten. Es wurden Bannflüche gegen sie ausgesprochen, der Erzbischof von Cölln als ein Ketzer seines Bisthums entsetzt — der Kaiser schloß ein geheimes Bündniß mit dem Papst um sie auszurotten und rüstete sich nun, dies Bündniß geltend zu machen und durch die Gewalt der Waffen die Protestanten zur Anerkennung der Schlüsse des Conciliums zu vermögen. Diese setzten ihm ein furchtbares Heer entgegen, das sich aber, ohne etwas unternommen zu haben, bald wieder zerstreute. Alles unterwarf sich dem siegreichen Kaiser. Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen wurden in die Acht erklärt, und nachher Beide Gefangene des Kaisers, der erste nach dem Verlust einer Schlacht, der zweite, der sich freiwillig ergab, auf eine Karln sehr entehrende Art, weil er ihm die Freiheit versprochen hatte und ihn hernach widerrechtlich zurückbehielt. Der Kaiser machte nun auf dem Reichstage zu Augsburg eigenmächtig eine Lehr-

for-

formel bekannt, die den Katholiken sowohl als den Protestanten zur Richtschnur dienen sollte, beiden gleich gehäßig war, die er ihnen aber mit Gewalt aufzudringen suchte, und deshalb unzähliche Ungerechtigkeiten beging. Besonders in den Niederlanden verfuhr er mit den Protestanten sehr hart. Das Concilium zu Trident ward von neuem zusammenberufen und den Protestanten darin vorgelegt, was sie glauben und lehren sollten. Ihre Prediger wurden des Landes verwiesen und jedermann der seine Glaubensfreiheit behaupten wollte verfolgt. Karls Despotismus war aufs höchste gestiegen, als er mit einemmal gedemüthigt ward. Sein ehemaliger Bundsgenosse, Moriz von Sachsen, kündigte ihm unvermuthet den Krieg an, und nöthigte ihn zu einem Vergleich, worin die Religionsfreiheit wieder hergestellt ward und seinen Bemühungen die Gewissen zu zwingen Schranken gesetzt wurden. So kam endlich der längst gewünschte Religionsfriede zu Stande, und Karls Bedrückungen der Protestanten hatten nur dazu gedient, ihre Rechte desto eifriger zu vertheidigen. Indeß befahl er doch noch vor seinem Tode Philipp dem Zweiten, seinem Sohne, die Anhänger Luthers, so wie alle andre Ketzer,

 aufs

aufs strengste zu verfolgen und sie nie in seinen Reichen zu dulden.

Des Religionsfriedens ungeachtet geschahen in der Folge noch mächtige Angriffe auf die Protestanten, theils von Seiten katholischer Schriftsteller, theils von mächtigen Fürsten, die aus Religionseifer ihren Untergang suchten.

Luther war es nicht allein der der römischen Kirche Abbruch that. Calvin in Genf breitete Zwinglis Lehrbegrif, den er jedoch in verschiedenen Punkten abänderte, immer weiter aus. In Frankreich, England, Schottland, den Niederlanden und einem Theil von Deutschland, erhielt er viele Anhänger, und alle diejenigen, welche man in den Religionskriegen in Frankreich zu unterdrücken suchte, waren Calvinisten, oder, wie man sie jetzt zu nennen pflegt, Reformirte. Calvin war doch auch intolerant, so sehr er sich bemühte seinen Lehren Eingang und seinen Glaubensgenossen Duldung zu verschaffen. Er ließ den Michael Servetus, einen gelehrten Spanier, der die Dreieinigkeit läugnete, in Genf gefangen nehmen und als einen Ketzer und Gottesverächter verbrennen.

Nicht

Nicht blos Katholiken nahmen Calvins Lehrmeinungen an, sondern auch viele die Luthers Bahn gefolgt waren gingen zu jenem über. Dies war die Quelle vieler Unruhen, theologischer Zänkereien und Streitigkeiten. Sie sind unter dem Namen der cryptocalvinistischen bekannt und machten besonders in Sachsen viel Aufsehen. Melanchthon selbst, Luthers vertrauter Freund, war mit ihm nicht immer einig gewesen und hatte viele gefunden die auf seiner Seite waren. Bei Melanchthons Lebzeiten hielten sich beide Partheien noch in Schranken, nach dessen Tode aber brach der Streit los. Man schimpfte und verketzerte einander. Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, die Leipziger und Wittenberger Theologen und noch viel andre, gingen von Luthers Vorschriften ab, erklärten sich für Calvins Lehrsätze und wollten sie öfentlich in Kirchen und Schulen einführen. Churfürst August von Sachsen ward darüber aufgebracht, warf viele von ihnen ins Gefängniß, andere wurden aus dem Lande gejagt oder mußten widerrufen. Peucer selbst ward lange gefangen gehalten. — Um den Zwist beizulegen ließ der Churfürst die bekannte Concordienformel aufsetzen, welche aber nicht allgemeinen Beifall fand, sondern

viel-

vielmehr zu neuen Disputen Anlaß gab. Ausser den Calvinisten waren auch die Lutheraner selbst nicht alle damit zufrieden. In vielen Ländern ward sie nicht angenommen. Friedrich der Zweite, König in Dännemark, warf sie ins Feuer und verbot bei hoher Strafe sie einzuführen. Die Streitigkeiten unter den Gelehrten in diesen Zeiten gaben überhaupt zu manchen ärgerlichen Scenen Anlaß. So hatten Strigelius und Flacius, beide Professoren in Jena, einen heftigen Streit mit einander über die Erbsünde, weswegen jener ins Gefängniß kam und alsdann Jena verlassen mußte.

Unter Churfürst Christian dem Ersten, Augusts Nachfolger, erhielten die sogenannten Cryptocalvinisten mehrere Begünstigungen. Sein Kanzler, Nicolaus Crell, beschützte sie, und der Churfürst war selbst ihren Lehren zugethan. Den lutherischen Predigern ward befohlen, auf den Kanzeln nicht mehr auf sie zu schimpfen. Es entstanden deshalb einige Unruhen. Nach Christians Tode ward der Herzog von Altenburg, Friedrich Wilhelm, Administrator. Nun änderte sich die Scene. Denn dieser Herr war ein eifriger Lutheraner, und stieß daher die

Verordnungen der vorigen Regierung um. Crell ward nebst vielen Theologen gefangen gesetzt. Diese erhielten zwar ihre Freiheit wieder, mußten aber theils widerrufen, theils das Land meiden. Crell allein blieb auf dem Königstein. Es wurden einige Artikel, die Glaubenslehren betreffend, entworfen, und wer diese nicht unterschreiben wollte ward abgesetzt. Crell mußte zehn Jahre im Gefängniß schmachten, und ward endlich gar unter dem Churfürst Christian dem Zweiten, nachdem ihm förmlich der Proceß gemacht worden war, in Dresden enthauptet. — Die Parthei der Calvinisten bekam dennoch in manchen deutschen Ländern die Oberhand. Moriz, Landgraf von Hessencassel, trat zu ihr über, begünstigte sie in seinem Lande und vertrieb die lutherischen Lehrer. Der Churfürst von Brandenburg, Johann Sigismund, erklärte sich ebenfalls für die Reformirten, war aber weniger intolerant.

Die verschiednen, theils neu entstandnen, theils wieder empor gekommenen Secten vermehrten die damaligen Unruhen. Die Mennoniten, welche von ihrem Stifter Menno den Namen haben, Abkömmlinge der Wiedertäufer, aber weni-

ger

ger ausschweifend in ihrer Denkungsart und von einigen Lehren derselben abweichend, wurden in den Niederlanden und auch anderwärts hart bedrückt. Sie fanden endlich in Holstein Schutz, wiewohl die dasige Geistlichkeit sie auch nicht dulden wollte und sie zu vertreiben suchte. Es entstanden in der Folge verschiedene Secten unter ihnen selbst, die einander auf das heftigste verfolgten. — Lälius Socinus, ein Italiäner, stiftete die Secte der Socinianer und ward von der Inquisition aus seinem Vaterlande verbannt. Faustus Socinus, sein Neffe, erweiterte dessen Lehrsätze noch mehr. Die Anhänger dieser Secte hatten mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Weder die römische noch die evangelische Kirche wollte sie dulden. Faustus ging nach Polen, wo er endlich Sicherheit für sich und seine Glaubensgenossen fand, und ihnen viele Vortheile zugestanden wurden. Sie wurden nach der Zeit derselben wieder verlustig, weil einige ihrer Anhänger Ausschweifungen begingen und einst ein Crucifix mishandelten. Nun wurden ihre Kirchen und Schulen zerstört und ihre Lehrer schimpflich verwiesen. Endlich wurden sie durch ein Reichsgesetz sämmtlich verbannt und

bei

bei Lebensstrafe verboten sie zu dulden und sich zu ihren Lehren zu bekennen. Diese Verordnung wurde auf das strengste vollzogen. Fast in keinem Lande wurde ihnen ein Aufenthalt verstattet. Auf Anstiften der Clerisei vertrieb man sie überall wohin sie sich auch wenden mochten. — Die böhmischen oder mährischen Brüder waren Nachkommen der Hussiten. Sie mußten größtentheils ihr Vaterland verlassen und suchten ebenfalls in Polen Zuflucht. — Schwenkfeld, ein schlesischer Edelmann, stiftete auch eine Secte und ward deshalb nebst seinen Anhängern aus dem Lande gejagt. Vieler andrer Secten und abweichenden Lehrmeinungen nicht zu gedenken, welche die Gährungen in der Kirche unterhielten und der immer regen Verfolgungssucht stets neue Nahrung gaben.

So sehr das Ansehen des Papstes auf der einen Seite durch die Ausbreitung der Reformation litt, so sehr seine Macht nach und nach und in dem Maase beschränkt wurde, als die Fürsten anfingen die Augen über ihre Gerechtsame aufzuthun und sich folglich weniger vor den Donnern des Vaticans zu fürchten; eine so große Stütze erhielt er von einer andern Seite durch die Entstehung des

Jesuiterordens. Ignatius Loyola, ein spanischer Edelmann, hatte diesen Orden gestiftet und Papst Paul der Dritte bestätigte ihn im Jahre 1540. Durch das Gelübde des unbedingten Gehorsams, welches die Mitglieder desselben ihrem Generale und dieser dem päpstlichen Stuhle ablegte, erhielt dieser letztere große Vortheile und einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis. Die Väter der Gesellschaft Jesu zeichneten sich durch Intoleranz eben so sehr als die meisten andern Orden aus. Auf Anstiften des Ignatius errichtete Paul der Dritte in Rom ein Inquisitionsgericht gegen die Ketzer und alle die den geringsten Eingrif in die Rechte des Papstes zu thun wagten. Außer vielen andern Geschäften wurden die Jesuiten auch zu den Missionen in Indien gebraucht. Franz Xaver machte sich dadurch besonders berühmt. In Goa ward die Inquisition von ihnen eingeführt und eine große Anzahl Heiden, freilich mehrentheils durch Feuer und Schwerd, bekehrt. In Amerika geschah es gleichfalls. Zur Ehre der Religion wurden unzähliche Menschen zur Schlachtbank geführt. Eine Anzahl Waldenser, welche sich in die Gebirge Calabriens geflüchtet hatten, wurden daselbst

von den Jesuiten aufgesucht, acht und achtzig derselben in einem Tage aufs grausamste hingerichtet und ihre verstümmelten Glieder andern zum Beispiel überall an den Straßen aufgehängt. Es wäre fast unmöglich alle die Ausschweifungen und Tyranneien, deren sich dieser Orden schuldig machte, einzeln anzuführen.

Die Reformation die in Deutschland angefangen hatte, breitete sich bald über dessen Gränzen aus. Die Schicksale der Bekenner der neuen Religionslehren unter den Regenten, die Zeitgenossen Karls des Fünften waren, sowohl als unter ihren Nachfolgern, waren größtentheils traurig.

Frankreich war lange Zeit hindurch der Schauplatz unerhörter Barbareien, welche Bigotterie, Fanatismus und ein übel verstandner Religionseifer veranlaßten. Die Intoleranz Franz des Ersten ließ überall blutige Spuren nach sich. Durch seine Ehrsucht in unaufhörliche Kriege verwickelt, wollte er sich doch auch als einen guten Christen zeigen und dies glaubte er nicht besser thun zu können, als wenn er alle diejenigen vertilgte, welche sich von der römischen Kirche trennten. Jean le Clerc, ein Lehrer der

Gemeine zu Meaux, welche Luthers System angenommen hatte, wurde fortgejagt und kurz darauf zu Metz verbrannt. In Paris hatte Louis Berquin das nämliche Schicksal. — Bei Gelegenheit einiger Pasquille auf die Geistlichkeit und verschiedne Gebräuche der römischen Kirche, ließ der König eine feierliche Procession mit Vortragung der Hostie anstellen. Er wohnte derselben selbst bei und hielt dann eine Rede, worin er unter andern sagte: Wenn er wüßte daß eine seiner Hände von der Ketzerei angesteckt wäre, wolle er sie abhauen lassen, und auch seines eignen Sohnes nicht schonen, wenn er sich dieses Verbrechens schuldig machte. — Um einen Beweis von der Wahrheit dieser schrecklichen Gesinnungen zu geben, wurden sogleich sechs Lutheraner aufs grausamste gemartert und bei langsamen Feuer verbrannt, indem sie durch eine Maschine in die Flammen herabgelassen und wieder hinaufgezogen wurden, bis sie starben. Hierauf gab er ein strenges Edict wider die Lutheraner heraus, in welchem nicht allein sie, sondern auch alle diejenigen die ihnen einigen Schutz verleihen würden zum Feuer verdammt wurden, da hingegen alle, die gegen sie denuncirten und die Ketzer den Gerichten überlie-

ferten, den vierten Theil ihrer Güter erhalten sollten. Man urtheile ob sich dergleichen ehrlose Angeber nicht in Menge fanden. Ueberall ward den Lutheranern aufs härteste begegnet. Man suchte sie in ganz Frankreich auf, um sie hinzurichten. — In dem Frieden zu Crespy zwischen Franz dem Ersten und Kaiser Karln den Fünften, machten sich beide anheischig die Ketzer in ihren Ländern auszurotten. — Auf Eingeben des Kardinals von Tournon, eines grausamen Zeloten, ließ der König ein schreckliches Urtheil des Parlaments zu Aix in der Provence vollziehen, vermöge dessen alle Hausväter zu Merindol, einem Flecken daselbst, als Ketzer, denn sie waren Nachkommen der Waldenser, zum Feuer verdammt, alle Häuser geschleift und selbst die umliegenden Gegenden verwüstet wurden. So weit hatte sich die Tyrannei noch nicht erstreckt, daß man sogar leblose Dinge zu Gegenständen derselben machte und sie einer fanatischen Wut aufopferte. Man sendete obrigkeitliche Personen mit Truppen dahin, die über dreitausend Menschen beiderlei Geschlechts, Greise, Jünglinge und Säugende, ermordeten und endlich Merindol und die Stadt Cabrieres, wohin sich die Unglücklichen geflüchtet hatten und wel-

 che

che sie unter Bedingungen, die ihnen nachher nicht gehalten wurden, übergaben, nebst zwei und zwanzig Dörfern in Asche verwandelten. Der Baron von Oppede, Präsident des gedachten Parlaments, war der Befehlshaber bei dieser rühmlichen Expedition. Der Rest dieser bedauernswürdigen Schlachtopfer, ungefähr sechshundert, welche man beim Leben gelassen hatte, wurden auf die Galeeren geschickt. —

Heinrich der Achte in England befreite sich von der Herrschaft des Papstes, der in seine Ehescheidung von Catharinen von Arragonien nicht willigen wollte. Jedoch blieb er den Lehren der römischen Kirche eifrig zugethan und behandelte die Lutheraner aufs grausamste. Er hatte ein Buch wider Luthern geschrieben, weil er gern das Ansehen eines großen Theologen haben wollte. Nun machte er, völlig unabhängig vom römischen Stuhle, sich selbst zum obersten Richter in Glaubenssachen. Er riß die Einkünfte der Klöster an sich und verfolgte die Katholiken welche die Gewalt des Papstes anerkannten als Rebellen, und die Anhänger von Luthern als Ketzer. Ueberall sah man Scheiterhaufen lodern. Er verurtheilte und verbrannte alle diejenigen als Ketzer,

tzer, die seinen oft unlautern Absichten im Wege standen. Mit dem Schwerd in der Hand gebot er seine Religionsmeinungen für wahr anzunehmen. Jedermann sollte denken wie er, ungeachtet er selbst äuserst unbeständig war. Er verlangte daß seine abwechselnden Launen die Richtschnur des Glaubens seiner Unterthanen seyn sollten. Im steten Widerspruch mit seinen Grundsätzen lehnte er sich wider das Ansehen und die Aussprüche des Papstes auf, und belegte gleichwohl alle diejenigen mit der Todesstrafe die nur im geringsten von den Lehrsätzen der katholischen Kirche abwichen. Er ließ seinen Kanzler Thomas Morus, einen Mann von großen Verdiensten, und den Bischof von Rochester, Johann Fisher, hinrichten, weil sie seine oberste Gewalt in Glaubenssachen nicht anerkennen wollten. Er erklärte viele Gebräuche des römischen Gottesdienstes für abgeschmackt, ließ die Reliquien der Heiligen zerstören, aber die Anrufung derselben blieb in ihrem vorigen Werth. Das Parlament mußte eine Bill verfertigen, welche von den Protestanten die Blutbill genennt wurde, worin er alles vorschrieb was man glauben sollte und zugleich das unwiderruflichste Todesurtheil über alle diejenigen aussprach, die

diesem Gesetze nicht die genauste Folge leisten würden. So that er fast mehr als irgend ein Großinquisitor in Spanien gethan hatte. Man kann sagen, daß es damals ausser der katholischen und protestantischen noch eine Hofreligion in England gab, an welcher, so oft es Heinrichen einfiel, etwas geändert, hinzugethan oder weggestrichen wurde, und blos diese war für Verfolgungen sicher. — Der Erzbischof von Canterbury, Cranmer, blieb immer bei dem König in Ansehen, so ein großer Freund und Beförderer der Reformation er auch war. Cromwell, sein Minister, war es auch, aber er fiel in Ungnade, ward der Ketzerei wegen angeklagt und hingerichtet. Nach seinem Tode wurden die Protestanten, die er so viel als möglich geschützt hatte, aufs schrecklichste verfolgt. Der Herzog von Norfolk und der Bischof Gardiner vollzogen im Namen des Königs die Blutbill auf das strengste — man sah überall nichts als Hinrichtungen. Der gelehrte Doctor Barnes und Anna Ascue, ein vornehmes junges Frauenzimmer von großer Schönheit, waren unter den Schlachtopfern und mußten in den Flammen sterben. — Heinrich war in jedem Betracht ein Tyrann, sowohl in Religionssachen als in häus-



lichen

lichen und politischen Angelegenheiten. Er hatte fünf Gemahlinnen gehabt — von zweien hatte er sich scheiden, zwei hatte er hinrichten lassen. Catharine Par, seine sechste Gemahlin, sollte ebenfalls enthauptet werden, weil sie in Ansehung der Religion andre Meinungen hegte als der König und sich solches hatte merken lassen. Schon war der Befehl zu ihrer Hinrichtung gegeben, aber ihre Klugheit rettete sie, indem sie sich stellte als ob sie dem König blos deswegen bisweilen widersprochen hätte um besser von ihm belehrt zu werden — dadurch nahm sie ihn gänzlich wieder vor sich ein. — Unter Heinrichs Regierung spielte das Parlament überhaupt eine klägliche Rolle, und that alles was der König verlangte, wenn es auch noch so unsinnig war.

In Schottland begann die Reformation auch sich auszubreiten, und viele wurden Märtyrer derselben. Jacob der Fünfte blieb dem römischen Stuhle treu, so sehr auch der schottische Adel wünschte, daß er dem Beispiele Heinrichs des Achten folgen möchte. Dieser überzog Schottland mit Krieg. Jacob, von den Seinigen nur schlecht unterstützt, ward geschlagen und seine Armee zerstreut. Dies kränkte ihn so sehr, daß er

für Kummer starb. Kurz vor seinem Tode gebahr ihm seine Gemahlin eine Tochter, die nachher so berühmte Maria Stuart. Sogleich faßte Heinrich den Entschluß, diese mit seinem Prinzen Eduard zu vermählen und so beide Kronen zu vereinigen. Er machte deshalb mit einigen der Vornehmsten vom schottischen Adel einen Vertrag. Allein der Kardinal Beaton, der sich der Regentschaft bemeistert hatte, suchte ihn durch seine Ränke ungültig zu machen. Ob er gleich einen Theil seiner Macht verlohr, da der Graf Arran nach ihm Regent des Reichs geworden war, so wußte er doch diesen dahin zu bringen, daß er die protestantische Religion, zu welcher er sich bekannt hatte, abschwur, das Bündniß mit Heinrichen für nichtig erklärte und einen Krieg mit ihm anfing. Nach Endigung desselben brach das Ungewitter über die Protestanten los. Sie wurden aufs schrecklichste verfolgt und eine große Anzahl derselben mußte in den Flammen sterben. Doch eben diese Strenge veranlaßte den Untergang des Kardinals, der ihr Urheber war. Er hatte den George Wishart, einen protestantischen Lehrer, der in allgemeiner Achtung stand und der Liebling des Volks war, verbrennen lassen. Dies verursachte

einen Aufstand, der Kardinal ward in seinem Pallaste überfallen und ermordet. Die Aufrührer waren nicht stark genug, um dem Regenten lange widerstehen zu können. Heinrich, bei dem sie um Hülfe angesucht hatten, starb gerade zu der Zeit, sie mußten sich also wieder unterwerfen.

Nach Heinrichs des Achten Tode ward der Herzog von Sommerset Vormund des minderjährigen Eduards. Er nahm zu gleicher Zeit den Titel als Protector des Reichs an. Im Einverständnisse mit Cranmer stieß er die Religionsverfassung in England um und führte die neue Glaubenslehre ein, in welcher er auch den jungen Prinzen unterrichten ließ. Er fiel mit einem Heere in Schottland ein, um den Vertrag Heinrichs, den man gebrochen hatte, geltend zu machen, allein ungeachtet die englischen Waffen siegreich waren, konnte er doch seinen Zweck nicht erreichen. Frankreich unterstützte die Schotten, die junge Maria wurde an den französischen Hof geschickt und daselbst erzogen. Die protestantische Religion ward unter seiner und Warwicks Regentschaft, der sein Nachfolger war, immer fester gegründet.

Eduard der Sechste starb in der Blüte seiner Jahre. Er saß nur sehr kurze Zeit auf dem

Thron. Ungeachtet der sanften Gemüthsart dieses Prinzen wurden doch unter seiner Regierung verschiedne Katholiken verbrannt. Cranmer, so tolerant er sich sonst immer gezeigt hatte, trieb ihn zu diesen heftigen Maasregeln an.

In Dännemark ward unter Friedrichs des Ersten Regierung eine strenge Verordnung gegen die Reformation gemacht, aber ohne Wirkung. Troz den Verfolgungen welche die protestantischen Lehrer zu erdulden hatten, und den Gewaltthätigkeiten der Katholiken, breitete sich das neue System immer weiter aus, und Friedrich ließ hierauf ein Toleranzedict bekannt machen; durch welches beide Religionen gleiche Rechte erhielten. Er trat endlich öffentlich der lutherischen Kirche bei. — Sein Nachfolger, Christian der Dritte, ließ sich die Reformation noch mehr angelegen seyn. Die katholischen Bischöffe widersetzten sich, wurden aber alle gefangen genommen, die Freiheit ihnen zwar wieder gegeben, aber ihrer Würden beraubt. In Island ward einer von ihnen, der sich gar zu widerspenstig bezeugte, doch enthauptet. Die Lutheraner behielten seit der Zeit immer die Oberhand, und in der Folge wurden ei-

nige Geistliche die Calvins Lehren begünstigten abgesetzt.

In Frankreich wurden die Protestanten noch lange Zeit verfolgt. Sie hatten unter den Bedrückungen Franz des Ersten geseufzt, sein Nachfolger, Heinrich der Zweite, milderte ihr Schicksal nicht; er verschlimmerte es vielmehr. Der wütende Religionseifer dieser beiden Prinzen machte sich nur durch Hinrichtungen kund. Heinrichs vornehmste Angelegenheit war, der Ketzerei zu steuern und ihre Anhänger mit Gewalt zu unterdrücken, und der Herzog von Aumale, nachmals Herzog von Guise, war sein vornehmster Rathgeber dabei. Er ließ, wie Franz der Erste, zu Paris eine Procession anstellen, welche sich ebenfalls wie jene mit Verbrennung einiger Protestanten endigte. Ein hartes Edict schloß sie beinahe von aller bürgerlichen Gemeinschaft aus, da sie zu allen Ehrenstellen unfähig erklärt, den Katholiken aller Umgang mit ihnen untersagt und diese letzten zu allen Mißhandlungen gegen jene Unglücklichen angereizt wurden. Sie breiteten sich dem ungeachtet immer weiter in dem Reiche aus, und selbst in Paris, wo man doch fast täglich Hinrichtungen sah, entstand eine Gemeine. Die Herzogin

zogin von Valentinois, des Königs Geliebte, und die römische Clerisei thaten alles mögliche ihnen zu steuern und begingen die größten Ungerechtigkeiten. Die Henker waren unaufhörlich mit ihren Marterinstrumenten und Scheiterhaufen beschäftigt, und ihre Wut vergrösserte sich, je standhafter die armen Unschuldigen ihr grausames Geschick ertrugen. — Man schonte selbst der Fremden nicht — Die Schweizer welche Calvins Lehre in Frankreich verbreiten wollten, mußten, wenn man ihrer habhaft wurde, mit dem Leben dafür büßen. Dies Schicksal hatte unter andern Ludwig von Marsac — er wurde lebendig verbrannt. Die zum Tode Verurtheilten wurden geknebelt, damit das Volk nicht durch ihre Reden sollte gerührt werden. — Der König wollte die Inquisition einführen, er gab aber auf Zureden einiger Großen dies Vorhaben auf. — Herr von Andelot, Bruder des berühmten Admirals von Coligni, lief einst Gefahr von dem König selbst erstochen zu werden, weil er sich wider einige Gebräuche der römischen Kirche erklärt hatte; er ward gefangen genommen, erhielt aber nachher seine Freiheit und Heinrichs Gunst wieder. — Dieser Monarch war so blutdürstig im Eifer für die Religion,

ligion, und wollte so wenig von Mäßigung hören, daß er sogar diejenigen als Ketzer ins Gefängniß zu werfen befahl, welche sich unterstehen würden, für die Verurtheilten um Gnade zu bitten. Einigen Gliedern des Parlaments wiederfuhr dies, weil sie gegen das Verfahren wider die Reformirten und gegen die allzu weit getriebne Grausamkeit bei den Hinrichtungen Vorstellungen gemacht hatten. Unter diesen war du Bourg. Man machte ihm den Proceß auf das strengste, aber der König erlebte dessen Beendigung nicht, so eifrig er gewünscht hatte dessen Bestrafung zu sehen.

Nach Eduards des Sechsten Tode bestieg Maria den englischen Thron. Sie hatte versprochen keine Veränderung in Ansehung der Religion vorzunehmen; man traute diesem Versprechen und die Verschwörung Northumberlands, welcher seiner Schwiegertochter, der Lady Johanna Gray, die Krone verschaffen wollte, ward zu Mariens Besten glücklich gedämpft. Allein die grausame und äuserst bigotte Königin hielt ihr Wort nicht. Sie unterwarf sich der Herrschaft des Papstes, wollte die römische Religion mit Gewalt wieder herstellen, setzte die Todesstrafe auf alles

was

was nicht mit ihren Lehren übereinstimmte und machte sich dadurch bei ihrem Volke verhaßt. Vergebens berufte man sich auf ihr gethanes Versprechen. Die katholischen Bischöffe erhielten ihre Aemter wieder, und die protestantischen, nebst allen denen welche vorzüglich die Reformation begünstigt hatten, wurden in Gefängnisse geworfen, die Verordnungen der vorigen Regierung umgestoßen, und neue wider die Ketzerei gemacht. Philipp, Karls des Fünften Sohn, gleichfalls ein heftiger Eiferer für die Religion, ward mit ihr vermählt. Das Parlament fügte sich in allem nach der Königin Willen und vernichtete die Gesetze, die zum Vortheil der Protestanten wären gegeben worden. Diese wurden mit Feuer und Schwerd verfolgt. Ein fürchterliches Ketzergericht ward eingeführt. Die Bischöffe Gardiner und Bonner suchten eine Ehre darin alles um sich her zu vertilgen. Rogers, Pfarrer zu St. Paul, ward in Smithfield verbrannt — Hooper, Bischof von Glouceſter, Ferrar, Bischof zu St. David, in ihren Sprengeln — Ridley, Bischof von London, Latimer, Bischof von Worcester, in Oxford — Sanders, in Coventry. Alle diese betrach-

teten den Tod als das Ende ihrer Leiden und starben mit unerschütterlichem Muth. Aber der berühmte Cranmer übertraf sie noch. Aus Liebe zum Leben hatte er anfangs einen eigenhändig unterschriebenen Widerruf seiner Meinungen ausgestellt. Es sei nun daß die Hofnung, mit der er sich schmeichelte, ihn trog, oder daß man ihm nicht Wort hielt, oder daß sein Wankelmuth ihn reute; genug er hielt, als er zum Scheiterhaufen geführt ward, seine rechte Hand in die Flammen und rief aus: „Diese Hand hat gesündigt als sie ein Bekenntniß unterschrieb, von dem mein Herz nichts wußte — sie soll dafür büssen.“ Er ließ sie ganz abbrennen ohne das geringste Zeichen des Schmerzens zu äussern, und starb dann unter den schrecklichsten Martern ohne sie zu empfinden zu scheinen. — In einer Zeit von drei Jahren wurden beinahe dreihundert Menschen auf diese Art hingeopfert — viele flüchteten aus dem Reiche. — Der grausame Bonner war recht sinnreich Quaalen für diese Unglücklichen zu erfinden, und scheute sich nicht bisweilen selbst Hand an sie zu legen, sie zu zerfleischen, oder ihre Glieder bei langsamen Feuer zu braten. Die menschliche Natur schien, wie Hume sagt, in dieser Epoche

weit

weit unter die Natur der wilden Bestien herabzusinken.

Papst Paul der Vierte, ein stolzer herrschsüchtiger Mann, erkannte Ferdinanden nicht als Kaiser, weil er nach seinem Vorgeben die Ketzer begünstigte, deren geschworner Feind der heilige Vater war. Er suchte die Vortheile zu vernichten die man den Protestanten in Deutschland zuzustehen genöthigt gewesen war, und den Augsburger Religionsfrieden wieder umzustoßen. Er ordnete eine Inquisition gegen die Ketzer in Italien an, und hatte ein neues Gefängniß für dieses Tribunal bauen lassen. Er starb, und sein Andenken ward von den Römern verflucht, seine Bildsäule zertrümmert, das Gefängniß niedergerissen und alle die in demselben schmachteten in Freiheit gesetzt.

Pius der Fünfte, war gleichfalls der eifrigste Ketzerverfolger. Er war unter dem tyrannischen Paul dem Vierten Großinquisitor gewesen und hatte also schon das Morden gelernt. Als Oberhaupt der Kirche setzte er dieses würdige Geschäft fort. Verschiedne Männer von Verdiensten mußten in den Flammen sterben, ein Carnesechi, ein Zannetti, ein Paleatius, und andre.

Phi-

Philipp der Zweite, König von Spanien, war ein abergläubischer Fürst, ein Tyrann sonder gleichen, eine Geisel seiner Unterthanen, ein Abschaum der Menschheit. Er und der Papst gaben dem Inquisitionsgericht eine Macht die es vorher noch nie gehabt hatte. Den Beichtvater des verstorbenen Kaiser Karls, Constantin Ponce, ließ er als einen Ketzer ins Gefängniß werfen; er starb in demselben und sein Bildniß ward verbrannt. Er stand sogar auf dem Punct, das Andenken seines Vaters auf gleiche Art zu beschimpfen und ihm den Proceß machen zu lassen. Ein Auto da fe folgte dem andern. Man hatte einst einige dreißig Unglückliche verbrannt. Philipp, der nicht zugegen gewesen war, verlangte, man sollte diese Ceremonie wiederholen, um sie selbst mit ansehen zu können, und so wurden noch eben so viel auf gleiche Weise hingerichtet. Er bediente sich fast der nemlichen Worte wie ehemals Franz der Erste: Er würde seinen eignen Sohn in die Flammen stürzen, wenn er wüßte daß er ein Ketzer wäre — wie es denn auch in der Folge geschah, indem er seinen Prinzen, Don Carl, der Inquisition übergab und ihn hinrichten ließ. Unter seiner Regierung röthete das Feuer der

Scheiterhaufen fast unaufhörlich den Horizont. Jedes Auto da fe war ihm ein Fest, dem er beinahe allemal mit größtem Vergnügen selbst beiwohnte. Er wollte in Mailand, Neapolis und Flandern dem Inquisitionstribunal eben die Macht ertheilen die es in Spanien und Amerika hatte; aber es gelang ihm nicht. In den Niederlanden insonderheit brachte sein wütender Religionseifer die schrecklichsten und für ihn nachtheiligsten Würkungen hervor. Es gab daselbst eine große Anzahl Protestanten, welche man zu unterdrücken suchte. Der stolze Kardinal Granvella, Erzbischof von Mecheln, wollte, von dem Hofe unterstützt, die Schlüsse des Conciliums zu Trident mit Gewalt durchsetzen. Dies verursachte eine Empörung, deren Häupter Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, und der Graf von Egmont waren. Dieser Aufstand ward immer gefährlicher. Die Inquisition, die strengen Gesetze, die Hinrichtungen waren dem Freiheitsgeist der dortigen Einwohner unausstehlich. Philipp, der nur seinem Blutdurst Gehör gab, schickte seinen Liebling, den Herzog von Alba, der ihm an Grausamkeit gleich kam, mit einer Armee dahin, um den Aufruhr

zu dämpfen und die Lehren der katholischen Kirche wieder herzustellen. Einen schlimmern Entschluß hätte er nicht ergreifen können. So wie der Herzog dahin kam, nahm das Morden seinen Anfang. Fast alle Einwohner der Niederlande wurden nach dem Ausspruch der spanischen Inquisition für Ketzer erklärt. Es schien als ob man sich fürchtete die Zeit zu versäumen, um das kostbare Blut der Bürger und Unterthanen zu vergießen. Die Grafen von Egmont und von Horn wurden hingerichtet und mit ihnen unzählich andre. Alle Arten von Executionen wurden angestellt. Man sah nur zwei Classen von Menschen, die eine waren die Henker, die andre die Schlachtopfer. Alba errichtete sich selbst in Antwerpen ein Monument, auf welchem er sich seiner Unmenschlichkeiten rühmte und der Religion den Sieg zuschrieb. Nach seinem eignen Geständniß hatte er während fünf Jahren achtzehn tausend Menschen in den Niederlanden hinrichten lassen. Viele flüchteten nach England unter Elisabeths milden Scepter, und setzten dies Reich durch ihre Betriebsamkeit in einen blühenden Zustand. Die spanische Regierung hatte sich durch Grausamkeiten verhaßt gemacht, Alba konnte das Feuer der Empörung nur dämpfen, nicht

ersticken, es brach von neuem aus, der Prinz von Oranien unterstützte noch immer die Mißvergnügten, diese waren jetzt in ihren Unternehmungen glücklicher als zuvor, und so ward der Grund der jetzigen Republik der vereinigten Niederlande gelegt. Die Unterhandlungen mit Philippen liefen fruchtlos ab, denn dieser ging in seinem rasenden Eifer für den katholischen Glauben so weit, daß er erklärte, er wollte sich lieber der Gefahr aussetzen sein Reich zu verlieren, als den Niederländern Gewissensfreiheit zugestehen. Dies hieß so viel gesagt, als sich der Herrschaft über sie gänzlich begeben, welcher sie sich auch, troß der Macht die er ihnen entgegen setzte, bald entledigten. Der Prinz von Oranien bewirkte eine Vereinigung der Niederländer und brachte es dahin, daß sie Philippen feierlich den Gehorsam aufkündigten. Nach diesem Schritt ward der Prinz in die Acht erklärt, und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Einige Anschläge, die man wider ihn gefaßt hatte, wurden vereitelt, endlich aber ward er von einem Katholiken, Balthasar Gerhard, meuchelmörderischer Weise getödtet. Es geschah wahrscheinlich auf Philipps Anstiften, der auch keine geringe Freude bezeugte, als er die Nachricht davon erhielt.

hielt. — Die Moriscos in Spanien, das ist, die zur christlichen Religion aus Furcht übergetretnen Mauren, wurden verfolgt, weil man sie nicht für wahre Christen hielt. Auch sie empörten sich endlich und erregten einen Bürgerkrieg. — Philipps ganzes Leben war eine Kette von verabscheuungswürdigen Handlungen. Man konnte fast im eigentlichsten Verstande sagen, daß sein Odem gefährlicher als die Pest sei, denn wenn er seinen Mund öfnete, geschah es meist um Befehle zu Hinrichtungen oder andern Gewaltthätigkeiten zu geben. Menschliche Empfindungen schienen ihm völlig fremd zu seyn. Nur Blutdurst und eine mörderische Politik leiteten jeden seiner Schritte. Durch diese ward er in unaufhörliche Kriege verwickelt, die seine Länder entvölkerten. Während seiner Regierung starben über funfzig tausend Protestanten unter den Händen der Henker.

Nach dem Tode Heinrichs des Zweiten brachen in Frankreich fürchterliche Unruhen aus. Die Großen, die an der Spitze der verschiednen Factionen standen, welche das Reich zerrissen, bedienten sich alle der Religion zu einem Vorwand um ihren Gegnern zu schaden. Catharina von Me-

Medicis, Mutter des jungen Königs, Franz des Zweiten, eine stolze, grausame Frau, war fähig jedes Verbrechen zu begehen, wenn es ihrer Herrschsucht Vortheil bringen konnte. Die Parlamenter und die Clerisei verfolgten die Reformirten um die Wette. In jenen wurden besondre Kammern errichtet, welche man Chambres ardentes nennte. Diese hatten, wie schon ihr Name bezeichnet, mit nichts als mit der Verurtheilung und Verbrennung der Ketzer zu thun. Sie erfüllten diese Pflicht treulich. St. Andre, Präsident des Parlaments zu Paris, beging ungeheure Grausamkeiten, worin ihn einige Mönche unterstützten. Man schickte Spione aus, um die Protestanten aufzusuchen und sie zur Schlachtbank zu liefern. Man machte ihnen ein Verbrechen aus ihren heimlichen Zusammenkünften, und versagte ihnen doch die öffentliche Ausübung ihrer Religion. Die Bilder der Heiligen, die auf allen Straßen aufgestellt wurden, gaben eine gute Gelegenheit, die Calvinisten zu mißhandeln. Wer vor diesen Bildern vorbeiging ohne sie anzubeten und ohne ihnen die tiefe Ehrfurcht zu bezeugen die der wütende Haufe verlangte, ward als ein Ketzer angesehen, aufs schrecklichste beschimpft, und wohl

gar

gar ins Gefängniß geworfen. — Der Parlamentsrath Annas dû Bourg, der wegen seiner Anhänglichkeit an die protestantische Religion unter der vorigen Regierung in Verhaft gekommen war, ward jetzt als ein Ketzer gehängt und sein Leichnam verbrannt. Er starb mit der größten Heiterkeit des Gemüths und seine Hinrichtung erbitterte seine Glaubensbrüder, besonders das gemeine Volk, aufs äuserste. Die Protestanten dachten auf ihre Sicherheit und auf Rache. Hierzu waren ihnen die Prinzen vom Geblüte behülflich, welche, durch den Uebermuth der Guisen aufgebracht, ihre Partei ergriffen hatten. Es ward eine Verschwörung zu Stande gebracht, wodurch den Verfolgern der Reformirten, den Guisen, die das Reich und den König beherrschten, das Regiment sollte genommen und ihrem Beschützer, dem Prinzen von Conde gegeben werden. Der Hof war zu Amboise und da wollte man dies Project ausführen. Allein es wurde verrathen, die Verschwornen überfallen und theils niedergemacht, theils den Henkern übergeben. Zwölfhundert der Verschwornen fanden auf diese Weise ihr Grab. Es wurden Armeen in die Provinzen ausgeschickt um die Irrgläubigen mit Gewalt zu bekehren. Der Kardi-

 nal

nal von Lothringen wollte die Inquisition einführen, die Königin Mutter aber, die nie eine Partei ganz unterdrücken wollte, verhinderte dies. Der Admiral von Coligni, einer der vornehmsten Beschützer der Protestanten, übergab ihrentwegen eine Bittschrift, und man that, wiewohl nur auf eine kurze Zeit, den strengen Maasregeln Einhalt. Der Prinz von Conde hatte sich öffentlich für einen Protestanten erklärt, und ward zu Orleans, wohin man ihn berufen hatte, unter dem Vorwand einer neuen Verschwörung gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Diese harte Sentenz wär auch ohne Zweifel vollzogen worden, aber zum Glück für ihn starb der König, und er erhielt kurz darauf seine Freiheit wieder. Franz schwur in seiner letzten Krankheit, daß, wenn ihm Gott sein Leben fristen würde, er zur Dankbarkeit dafür alle Ketzer in seinem Reiche vertilgen und keinem einzigen Gnade wiederfahren lassen wollte. Er mußte aber, dieses heiligen Gelübdes ungeachtet, sterben. Bis zu so einem Grade war damals die menschliche Vernunft verblendet.

Auch in Schottland erregte der ungestüme Religionseifer Unruhen. Nach der Ermordung des Kardinals Beaton waren die Protestanten

ruhig gewesen. Maria von Guise, Jacobs des Fünften Wittwe, hatte sie ihres eignen Vortheils wegen nicht bedrückt, damit sie ihre Gunst nicht verlieren, und sich selbst in ihrem Ansehen und in der Regentschaft des Reichs erhalten möchte. Allein die Ehrsucht der Guisen, ihrer Brüder, fachte die Zwietracht wieder an. Auf ihr Anstiften sollten die Protestanten in Schottland vertilgt, und die junge Maria Stuart, welche mit Franz dem Zweiten vermählt worden war, auf den englischen Thron gesetzt werden, welchen Elisabeth eingenommen hatte. Allein die Anhänger der Reformation, welche mächtige Unterstützer hatten, widersetzten sich und errichteten ein Bündniß unter dem Namen der Congregation Jesu gegen die Katholiken, welche sie die Congregation Satans nennten. Im Grunde dachte eine Partei so intolerant als die andre, und die Reformirten, die durch ihre Anzahl sich schon in Achtung zu erhalten wußten, hatten weniger zur Absicht sich Duldung zu verschaffen, als vielmehr ihre Gegner zu unterdrücken. Diese versäumten auch nichts was zu ihrem Zwecke dienen konnte, sie brachten die Gesetze gegen die Sectirer wieder in Gang und verbrannten einen protestantischen Prediger. Nun

brach das Feuer aus. Die Reformirten gaben Bittschriften ein, in welchen sie freie Religionsübung verlangten. Man schlug dies ab, verdammte ihren Glauben und that ihre Lehrer in den Bann. Die heilige Congregation rüstete sich zum Streit, um ihre Anforderungen mit Gewalt durchzusetzen. Johann Knox, ein eifriger Calvinist, erhitzte die Gemüther des Pöbels, welcher in einem Tumulte in eine katholische Kirche drang, die Bilder der Heiligen zerschlug, die Priester vor den Altären mißhandelte, diese umstürzte, und allen ersinnlichen Unfug beging. Damit noch nicht zufrieden, rückte der wütende Haufe alsdann gegen die Klöster, beraubte sie ihrer Kostbarkeiten und zerstörte viele davon bis auf den Grund. Beide Parteien griffen zu den Waffen, es kam aber noch zum Vergleich. Die Regentin hielt diesen nicht und bestand darauf, keine andre als die katholische Religion zu dulden. Sogleich begingen die Reformirten wieder den vorigen ähnliche Ausschweifungen. Nun entstand ein bürgerlicher Krieg, in welchem, da die Regentin von Frankreich mächtig unterstützt wurde, die Protestanten den Kürzern zogen. Sie wendeten sich daher an die Königin Elisabeth von England und baten sie um Beistand. Sie gab ihnen Hülfs-

truppen und brachte es so weit, daß ihre Partei die Oberhand behielt. Die presbyterianische Verfassung, nach welcher die Kirche nicht von der weltlichen Obrigkeit abhängt, sondern durch Aelteste regiert wird, ward eingeführt. Die Regentin war in dieser Zeit gestorben, Frankreich in innerliche Kriege verwickelt und nun war es den Reformirten um so leichter sich zu behaupten. Sie verübten die größten Gewaltthätigkeiten. Das schottische Parlament verbot den Katholiken den öffentlichen Gottesdienst bei Strafe der Confiscation der Güter, Verbannung, und endlich gar bei Lebensstrafe. Die Priester wurden abgesetzt, die Tempel zerstört, und alles was nur ein Andenken an die römische Kirche gewähren konnte vernichtet. Die junge Maria selbst, welche nach dem Tode ihres Gemahls nach Schottland zurückgekommen war und die Regierung übernommen hatte, mußte, weil sie eine Katholikin war, von ihren schwärmerischen Unterthanen und von der Intoleranz ihrer Prediger, besonders des Knox, viel Ungemach ausstehen und sah sich immer in Gefahr von ihnen des Throns beraubt zu werden, so wenig Hindernisse sie der Ausübung ihrer Religion in den Weg legte. Sie wurde nachher von Frankreich aufgehetzt,

hetzt, einige Schritte zum Besten der Katholiken zu thun, welche in der Folge ihren Untergang verursachten.

Karl der Neunte, König von Frankreich, war noch minderjährig als sein Bruder Franz starb. Seine Mutter erhielt die Regentschaft. Es schien als ob die Ruhe jetzt wieder hergestellt werden sollte. Den Protestanten wurde in einem Edict Duldung und eine gewisse Religionsfreiheit bewilligt. Doch der Parteigeist hatte die Gemüther zu sehr erbittert, als daß man nicht neue Ausbrüche hätte befürchten sollen. Diese Furcht war nur zu sehr gegründet. In Paris entstand unter den Reformirten und Katholiken ein Tumult wegen gewisser Ceremonien bei Ausübung ihres beiderseitigen Gottesdienstes. Einer von jenen ward getödtet. Da sie aber die stärkern waren, so rächten sie sich auf der Stelle, tödteten verschiedne Katholiken, schleppten einige ihrer Priester mit sich fort und zerstörten eine Kirche. Dies war allerdings strafbar. Viele von den Aufrührern wurden hingerichtet. — Die innere Gährung dauerte fort bis sie endlich in öffentliche Kriege ausbrach. Die Gelegenheit dazu gab eine Reise des Herzogs von Guise, auf welcher er durch Vassi,

einem Städtchen in Champagne, kam. Die Calvinisten hielten daselbst eben ihren Gottesdienst. Einige von des Herzogs Gefolg verspotteten sie, es entstand ein Handgemenge, worin der Herzog selbst verwundet und sechzig Protestanten getödtet wurden. Auf das Gerücht von dieser Begebenheit grif alles zu den Waffen und der Prinz von Conde führte die Reformirten an. Man suchte sie durch neue Versprechungen einzuschläfern, indeß die Guisen eine geheime Verbindung mit dem Papst und dem Könige von Spanien errichteten, die zu ihrer Unterdrückung abzweckte. Dies Bündniß ward entdeckt und nun entstanden die bürgerlichen Religionskriege die mit einer schrecklichen Wut geführt wurden. Ueberall wo eine Partei siegte, wurden die Anhänger der andern aufs unverantwortlichste gemißhandelt. Kirchen, Klöster, Bilder und Bethäuser wurden so wenig geschont als Menschen. Alle Bande der Natur waren zerrissen — man dürstete nur nach Blut. Die Anführer der beiderseitigen Armeen verübten die größten Grausamkeiten. Frankreich schlug sich selbst unheilbare Wunden. Alles wurde einer sinnlosen Schwärmerei aufgeopfert. In Sens ward eine große Anzahl Reformirter nie-

der-

dergemacht. Im ganzen Königreich ereigneten sich die entsetzlichsten Auftritte. Auch der ruhigste Bürger, so wenig es deren damals gab, war seines Lebens nicht mehr sicher. Die Parlamenter sprachen eine Achtserklärung über alle aus die der Reformation anhingen oder sie beförderten, und erlaubten, ja befahlen allen katholischen Christen sie ungestraft zu tödten. — Die Edelsten der Nation wurden Opfer der Schwärmerei und der kriegerischen Wut. Der Marschall von St. Andre ward in dem Treffen bei Dreux gefangen genommen und nachher erschossen — der Herzog von Guise, als er Orleans erobern wollte, von Poltrot, einem Protestanten, meuchelmörderisch umgebracht. Der hierauf erfolgte Friede dauerte nur kurze Zeit. — Philipp der Zweite, dem es nicht genug war die Ketzer in seinen Staaten auszurotten, sondern sie auch in der ganzen Welt vertilgen wollte, war der Anstifter und Beförderer dieser Gräuel. Er hatte einigemal versucht die Königin von Navarra, deren Gemahl ebenfalls im Kriege geblieben war, nebst ihren Kindern in seine Gewalt zu bekommen, es war ihm aber nicht gelungen. — Catharine reiste jetzt mit dem jungen Könige im Reiche herum, unter dem Vor-

wande

wande die Unruhen vollends zu stillen. Sie hatten eine Zusammenkunft zu Bayonne mit der Königin von Spanien, welche der Herzog von Alba begleitete. Hier war es wo der schändliche Plan zur gänzlichen Vertilgung der Reformirten nicht nur in ganz Frankreich, sondern so weit die Macht der Verbündeten in Europa reichte, gemacht wurde. So geheim er auch gehalten wurde, so konnte man doch nicht verhindern, daß die Protestanten nicht einigen Verdacht schöpften und Maasregeln zu Abwendung des Uebels ergriffen. Man fing an sie von neuem zu bedrücken, handelte dem mit ihnen geschlossenen Frieden gerade zuwider, beschränkte ihre Freiheiten, verschloß an vielen Orten ihre Schulen und Kirchen, schleifte die Festungswerke in den Städten die man ihnen zum Aufenthalt angewiesen hatte, und ermordete sie sogar hin und wieder. Der Prinz von Conde drang in ihrem Namen auf Genugthuung, überreichte eine Liste von hundert zwei und dreißig Mordthaten, die man seit kurzem an seinen Glaubensgenossen begangen hatte, richtete aber nichts aus. Kurz, man erbitterte sie durch Gewaltthätigkeiten und Eingriffe in ihre Rechte so sehr, daß sie von neuem zu den Waffen zu greifen gezwun-

gen waren. Die Unruhen und Religionskriege fingen wieder an. Der Connetable von Frankreich, Annas von Montmorency, ein heftiger Verfolger der Protestanten, ward in einem Treffen getödtet. Man schloß abermals einen Frieden, blos um ihn einige Monate darauf wieder brechen zu können. Ueber zwei tausend Reformirte wurden an verschiedenen Orten des Königreichs umgebracht. Es erschien ein Edict, zufolge dessen sie ihrer öffentlichen Bedienungen verlustig erklärt wurden, worauf nur diejenigen sollten Anspruch machen können die den römischkatholischen Glauben beschwören würden. Man hatte einen Anschlag gemacht den Admiral Coligni und den Prinzen von Conde in Verhaft zu nehmen, welche sich aber noch zu rechter Zeit nach Rochelle flüchteten. Eine päpstliche Bulle, die man ausgewirkt hatte, gab die Bewilligung zu einem neuen Kriege gegen die Ketzer, welcher mit gleicher Wut wie die vorigen geführt wurde. Pius der Fünfte erlaubte sogar dem Könige, kraft dieser Bulle für eine große Summe Kirchengüter zu veräußern, und sie zur Unterdrückung der Reformirten anzuwenden. Franz Coligni, der Bruder des Admirals, ein geschworner Feind der Katholiken,

der

der bisweilen grausam mit ihnen umgegangen war, starb, wahrscheinlich an Gift der ihm auf Anstiften der Königin beigebracht worden war. Der Prinz von Conde, das Haupt der Reformirten, wurde nach der Schlacht bei Jarnac welche er verlohr, nachdem er sich zum Gefangnen ergeben hatte, von dem Hauptmann der Trabanten des Herzogs von Anjou auf eine schändliche und hinterlistige Weise erschossen. Nie wurden die Gesetze der Menschlichkeit und die heiligen Vorschriften des Natur- und Völkerrechts mehr entehrt als da wo Fanatismus das Schwerd führte. Das Bildniß des Admirals ward in Paris aufgehängt und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Catharina erkaufte überdies einige Bösewichter die ihn umbringen sollten, aber alle ihre Anschläge scheiterten. Man machte von neuem mit den Protestanten Friede, in welchem sie, der verlohrnen Schlachten ungeachtet, sehr ansehnliche Vortheile erhielten. — Die Gunstbezeugungen welche man ihnen erwies, die heiligen Versicherungen die man ihnen gab, daß man sie künftig ungestört in dem Besitze ihrer Rechte lassen würde, waren bloße Schlingen die man ihnen legte, um sie desto gewisser zu fangen. Die Bosheit hatte längst über ei-

nem schwarzen Plan gebrütet und dieser näherte sich seiner Ausführung immer mehr. Unter dem äußern Schein von Ruhe war der König und dessen Mutter nur auf ihre gänzliche Vertilgung bedacht. Der Papst und der König von Spanien standen ihnen darin willig bei. Es gelang dem Hof eine Vermählung zu Stande zu bringen zwischen dem jungen Heinrich, König von Navarra, dem Haupte der Reformirten, in der Folge unter dem Namen Heinrichs des Vierten berühmt, und Margarethen, Karls des Neunten Schwester. Dies schien die Bande der Freundschaft zwischen den beiden ehedem so sehr erbitterten Parteien noch mehr zu befestigen und das gegenseitige Zutrauen zu vermehren. So wollte der Hof daß die Protestanten denken sollten — er selbst dachte nicht so. Man suchte sie mitten unter den Lustbarkeiten und Festen, die man bei Gelegenheit des Beilagers anstellte, einzuschläfern, indeß Karl, Catharina und der Herzog von Anjou mit Mordgedanken umgingen und nur ihr großes Ziel — die völlige Ausrottung der arglosen Protestanten — beabsichtigten. Der höllische Entwurf gelang nur zu gut. Diese Bluthochzeit war eine That, für die keine Sprache Worte hat um ihre Abscheu-

lich-

lichkeit auszudrücken — eine That, wie man keine ähnliche in den Annalen findet — die ganz allein, alle andre Gräuel der Verfolgung zusammengenommen zehnfach aufwiegt — ein Bubenstück dessen man menschliche Herzen unfähig halten sollte. — Man hatte den Admiral, fast den ganzen protestantischen Adel und viele andre von den Vornehmsten nach Paris gelockt — man hatte ihnen sogar sicheres Geleite gegeben. Die Vermählung geschah den 17ten August im Jahr 1572. den 22sten ward Coligni von einem gewissen Maurevel auf der Straße verwundet. Der König bezeigte ihm sein Beileid und versprach den Mörder zu bestrafen. Allein in der Nacht vom 23sten zum 24sten brach das Ungewitter los. Der junge Herzog von Guise führte den Haufen an, der in das Haus des Admirals drang. Seine Bedienten wurden niedergemacht und Böhme, ein deutscher Soldat, ermordete ihn selbst. Sein Leichnam ward zum Fenster heruntergestürzt, durch die Straßen geschleppt, von dem wütenden Pöbel bald ins Wasser bald ins Feuer geworfen und dann bei den Beinen an einen Galgen gehängt. Damit war man noch nicht zufrieden. Der König ließ hernach noch eine ähnliche Execution an seinem Bild-

niß vollziehen, sein Wappen an einem Pferde-schweif gebunden durch den Scharfrichter in den großen Städten des Königreichs umherschleifen, sein Schloß Chatillon niederreißen und eine Schandsäule auf die Ruinen setzen. Sein Andenken wurde für ehrlos und seine Familie des Adels verlustig erklärt. Mit Coligni wurden zugleich ungefähr fünfhundert der vornehmsten Protestanten und eine unglaubliche Anzahl von geringerm Stande umgebracht. Das Morden dauerte in Paris einige Tage und in den Provinzen zwei Monate. Ueber siebzigtausend Personen wurden niedergemetzelt. Der König schoß selbst auf seine Unterthanen. Sogar die Zimmer der jungen Königin, wohin einige Unglückliche als in eine Freistädte geflohen waren, wurden mit Erschlagnen angefüllt. Ramus, ein großer Philosoph, der schon vorher von der Sorbonne mit dem Bann belegt und der Ketzerei beschuldigt worden war, weil er den Buchstaben Q anders aussprach als sie und einige Sätze des Aristoteles nicht annahm, ward ebenfalls ermordet und sein Körper gemißhandelt. Keine Feder ist vermögend alle die Grausamkeiten zu schildern, welche in diesem schrecklichen Zeitraum ausgeübt wurden. Der erfinderische Geist

der

der Mörder ließ keine Martern, keine Todesarten ungenutzt. — Der König von Navarra und der junge Prinz von Conde wurden von Karln gezwungen den reformirten Glauben abzuschwören. Sie wurden sogar in Verhaft genommen; kaum aber waren sie frei, so erklärten sie sich wieder für Protestanten. Man war so frech dieses Blutbad als eine öffentliche Handlung der Religion anzusehen und Danksagungen deshalb anzustellen. In Rom und in Madrid feierte man es durch Lustbarkeiten. — Es entstand ein neuer Religionskrieg, der von den Protestanten mit einer Wut geführt wurde welche die Verzweiflung einflößt. Sie wollten in den von ihren Feinden belagerten Festungen lieber sterben als sich ergeben, zumal da man ihnen die Capitulationen nicht hielt, wie zu Sancerre geschah, wo man die wenigen die der Hunger noch übrig gelassen hatte, plünderte und tödtete. Endlich schloß man wieder einen scheinbaren Frieden. Kurz darauf ereigneten sich neue Unruhen, selbst unter den Katholiken entstanden verschiedene Parteien, davon einige die Absichten des Hofes gar nicht billigten. Die Flamme des Kriegs brach von neuem aus. Der Graf von Montgommery, ein Anführer der Protestanten, mußte sich

nach einem Gefecht zum Gefangnen ergeben, nachdem man ihm versprochen hatte ihn seinem Stande gemäß zu behandeln. Aber die grausame Catharina dachte unedel genug ihn zu Paris aufs schmählichste hinrichten zu lassen. Mitten unter diesen Unruhen starb der König.

Heinrich, Herzog von Anjou, und seit einiger Zeit König von Polen, folgte seinem Bruder unter dem Namen Heinrichs des Dritten auf dem französischen Thron. Die Factionen in dem Reiche wurden immer mächtiger und gefährlicher. Der Herzog von Alençon, des Königs Bruder, trat auf die Seite der Protestanten, und nach einigen Feldzügen ward zum fünftenmal Friede mit ihnen gemacht, unter dem heimlichen Vorbehalt ihn bei nächster Gelegenheit und so bald sich einiger Vortheil zeigte wieder zu brechen. Ihnen, als Ketzern, Wort zu halten, war man gar nicht gesonnen. Die Bedingungen die sie indeß erhielten waren sehr ehrenvoll. Die Früchte dieses Friedens, Ruhe und ungestörter Genuß ihrer Freiheiten, wurden bald vereitelt. Die berüchtigte heilige Ligue kam zu Stande, welche zur Unterdrückung der Protestanten dienen sollte und eigentlich gegen sie gerichtet war,

indem sie blos die Ausübung einer einzigen, nemlich der katholischen Religion verstattete. Sie trat aber auch dem Ansehen des Königs zu nahe. Heinrich, um der Gefahr zu entgehen, welche diese Verbindung ihm drohte, machte sich selbst zum Haupt derselben, und nun konnte man einen neuen Krieg als gewiß voraussehen. Die Stände machten den Protestanten die Duldung streitig die man ihnen bereits zugestanden hatte. Schon waren die Waffen ergriffen als ein abermaliges Friedensedict die Ruhe wieder herzustellen schien. Während der Zeit da die Parteien in keinem offenbaren Krieg mit einander lebten, suchte der König auf alle ersinnliche Art den Protestanten unter mancherlei Vorwand Abbruch zu thun und ihre Gerechtsame zu schmälern. Die Ligue ward immer furchtbarer, die Guisen an ihrer Spitze immer mächtiger. Sie wollten den König von Navarra der Hofnung zur Thronfolge berauben indem sie ihn für einen Ketzer erklärten. Der Herzog von Guise strebte selbst nach der Krone. Er suchte daher Heinrichen den Dritten, wo nicht der Ketzerei, doch der Begünstigung derselben verdächtig zu machen, und durch bestochene Prediger die Unterthanen gegen ihn aufzuwiegeln. Sein Ansehen sank immer

mehr; er ward ein Spiel seiner Feinde denen er durch seine Schwäche zu viel Gewalt eingeräumt hatte und deren Ehrgeiz er keine Gränzen mehr setzen konnte. Die Liguisten zwangen ihn zu einem neuen Krieg — er mußte mit denen gemeinschaftliche Sache machen die ihn verfolgten. Den Protestanten würden die ihnen bewilligten Freiheiten wieder genommen. Heinrich gab ein Edict heraus, in welchem er befahl daß die Protestanten innerhalb vierzehn Tagen die Religion abschwören oder das Königreich räumen sollten. Der König von Navarra machte hingegen ein strenges Edict gegen die Katholiken bekannt. Der Kardinal von Bourbon ward zum Haupt der Ligue ernannt und er ließ ein Manifest ergehen welches eine ordentliche Kriegserklärung enthielt und worauf sogleich von beiden Seiten Feindseligkeiten erfolgten. Der Papst Sixtus der Fünfte trat den Absichten der Ligue bei, sprach einen fürchterlichen Bannfluch über den König von Navarra und den Prinzen von Conde aus, und erklärte sie beide für unfähig zur Regierung und zur Succession in Frankreich. Der erste ließ eine Protestation in den härtesten Ausdrücken gegen diese Bulle ausgehen und sie sogar in Rom anschlagen.

Die-

Dieser kühne Schritt vermehrte die allgemeine Hochachtung gegen ihn. Der Krieg dauerte indessen fort und wurde mit der größten Erbitterung und mit abwechselndem Glück von beiden Seiten geführt. Der König von Navarra schlug den Herzog von Joyeuse bei Coutras und der Herzog ward nach der Schlacht umgebracht. Die Mordbegierde achtete weder Rang noch Verdienste. — Der Herzog von Guise und seine Verbündeten wollten Heinrichs Gewalt immer mehr und auf alle Art einschränken. Sie thaten die kühnsten Forderungen an ihn und verlangten unter andern die Einführung des Inquisitionsgerichts. Der König wollte der furchtbaren Ligue Schranken setzen, allein sie war zu mächtig. Der Herzog stiftete einen Aufruhr zu Paris an, kam selbst dahin und Heinrich mußte fliehen. Er vereinigte sich wieder mit den Liguisten und man drang ihm ein eidliches Versprechen ab, alle Ketzerei im Reiche zu vertilgen und keinen Frieden mit den Protestanten zu schließen. Um dem jungen Heinrich die Hofnung zum Throne zu rauben, mußte der König feierlich erklären nur einen Katholiken für seinen Nachfolger zu erkennen. Die Unterthanen sollten ebenfalls schwören sich nie von einem Ketzer

beherrschen zu lassen; die Schlüsse des tridentinischen Conciliums gegen die Protestanten sollten in Ausübung gebracht werden. Neben allen diesen aufs äuserste getriebnen Gewalthätigkeiten war man zugleich auf nichts geringeres bedacht als den schwachen König vom Throne zu stürzen und man setzte ihm so sehr zu, daß er endlich den verzweifelten Entschluß ergrif, den Herzog und den Kardinal von Guise meuchelmörderisch umbringen zu lassen. Schrecklicher Aufruhr und Empörung im ganzen Königreiche, besonders in der Hauptstadt, waren die Folgen dieses Schritts. Ohne Schutz, ohne Sicherheit, fast von allen seinen Unterthanen verlassen, warf er sich nun denen in die Arme die er bisher verfolgt hatte, den Reformirten. Er errichtete ein Bündniß mit dem König von Navarra. Doch als sie eben im Begriffe waren die Früchte dieses Bündnisses einzuerndten und die Ligue zu zernichten, ward Heinrich von einem schwärmerischen Dominicaner Jacob Clement, zu St. Clou ermordet. Man war unverschämt genug, dieses Bubenstück öffentlich als eine lobenswürdige That zu preisen. Der Mörder ward zu Paris unter die Zahl der Heiligen versetzt und sein Bildniß auf die Altäre gestellt.

Der Papst selbst konnte Clements frommen Heldenmuth nicht genug bewundern.

In England wurden, sobald Elisabeth den Thron bestiegen hatte, alle Verordnungen die zum Besten der römischen Kirche gegeben waren cassirt, die protestantische Religion wieder hergestellt und alle Bischöffe und geringere Geistliche die sich dem neuen System nicht unterwerfen wollten, abgesetzt. Es war sehr natürlich, daß sich die Königin den bittersten Haß der Katholiken zuzog. Hierdurch wär' England nicht minder beinahe ein Raub der innerlichen Unruhen geworden. Elisabeth hielt die Königin Maria von Schottland, die sich in ihrem Schutz begeben hatte, in einer freilich sehr ungerechten Gefangenschaft. Es wurden zu ihrem Besten und aus Eifer für ihre Religion verschiedne Verschwörungen von den Römischkatholischen angestellt. Der Papst, Spanien und die Guisen nahmen Theil daran. Pius der Fünfte that die Königin in den Bann, ein gewisser Felton schlug die Bulle in London an und ward dafür am Leben gestraft. Ein andrer Schwärmer, Parry, machte mit Bewilligung des Papstes, der ihm im voraus vollkommnen Ablaß darüber ertheilte, einen Anschlag auf ihr Leben. Es ward verra-

then und Parry erhielt seinen verdienten Lohn. Dies alles machte die Katholiken in dem Reiche verhaßt. Ihre Priester, besonders die Jesuiten und deren Anhänger, die sich am meisten bei diesen Unordnungen auszeichneten, wurden fortgejagt, und die dem Befehl nicht gehorchten, oder zurückkamen, hingerichtet. Es wurde eine hohe Commission in Kirchen- und Glaubenssachen errichtet, die mit einer fürchterlichen Strenge zu Werke ging und sehr blutige Maasregeln nahm. Nichts desto weniger entstand eine neue Verschwörung gegen Elisabeths Leben, welche Ballard, ein katholischer Priester, angezettelt hatte, und die ein Engländer, Namens Babington, nebst verschiedenen andern auszuführen übernahm. Allein es mißlang ebenfalls und die Verschwornen starben auf dem Schaffot. Maria selbst wurde in diese abscheuliche Sache mit verwickelt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war sie unschuldig, aber Elisabeth ergrif die Gelegenheit begierig, sich von dieser unglücklichen Königin zu befreien, deren Reize ihre Eifersucht rege gemacht hatten, deren Rechte zur Nachfolge auf dem englischen Thron unwidersprechlich waren, für welche die Herzen eines großen Theils ihrer eignen Unterthanen schlu-

gen,

gen, und die, bei allen ihren erlittenen Drangsalen, ihr immer eine fürchterliche Nebenbuhlerin gewesen war.

Ungeachtet Heinrichs des Vierten gegründetem Rechte zur französischen Krone, ward ihm dasselbe doch mit der größten Heftigkeit streitig gemacht, und er hatte noch mit unzählichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen ehe er zum ruhigen Besitz derselben gelangen konnte. Die Ligue, deren Haupt jetzt der Herzog von Mayenne war, erhielt sich noch immer in grossem Ansehen und bot alles auf, Heinrichs Hofnungen zu vereiteln. Der Krieg dauerte fort. Die Sorbonne erklärte, daß man ihn selbst dann nicht als König erkennen dürfe wenn er der Ketzerei würde entsagt haben. Die Reformirten bemühten sich umsonst eine günstige Verordnung für ihre Freiheit und Duldung zu erhalten, die Katholiken wußten es zu hintertreiben, und der König selbst, aus Furcht diese letzten zu sehr zu beleidigen, durfte sich jener nicht öffentlich annehmen. Gregor der Vierzehnte belegte Heinrichen und alle seine Anhänger mit dem Bann. Die Verfolgungssucht und der Eifer gegen die Ketzer hörten nicht auf geschäftig zu seyn. Ueberall suchte man die Protestanten zu unterdrücken,

cken, ihnen die bürgerlichen Rechte streitig zu machen und sie von öffentlichen Bedienungen und Ehrenämtern auszuschließen. Der neuerwählte Papst, Clemens der Achte, suchte von neuem die Franzosen zur Empörung und zur Erwählung eines andern Königs zu reizen. Alle diese Anschläge gelangen nicht; desto besser aber die Bemühungen der Katholiken, Heinrichen zur Annehmung ihres Glaubens zu vermögen. Sie hatten schon seit langer Zeit in ihn gedrungen, und nach verschiedenen deshalb entstandenen Dispüten, noch mancherlei Einwendungen und darüber gepflogenen Verhandlungen schwur er endlich zu St. Denis die reformirte Religion ab. Hauptsächlich war er durch die Hofnung, die man ihm vorgespiegelt hatte, daß er dadurch den Frieden im Reiche endlich wieder herstellen und die Ligue gänzlich entwafnen würde, zu diesem Schritt bewogen worden; aber auch diese Hofnung ward nicht, wenigstens nicht sogleich erfüllt. Die Priester der Katholiken predigten öffentlich wider ihn, und suchten das Volk aufzuwiegeln, weil sie seine Bekehrung nicht für aufrichtig hielten. Es ward ein Anschlag auf sein Leben entdeckt und der Thäter bekannte auf drei Geistliche die ihn zu dem Mord hätten verleiten wollen.

Die

Die Reformirten wurden noch immer bedrückt und durch ausgestreute Verläumdungen dem Könige verdächtig zu machen gesucht; man nahm ihnen sogar die Aemter die sie bisher verwaltet hatten und gab sie Katholiken. Der Papst, der sie schlechterdings vertilgen wollte, versagte Heinrichen die Absolution um die er angehalten hatte. Die Jesuiten, die eifrigsten Ketzerverfolger, kamen bei dem König sehr in Ansehen, verlohren es aber bald wieder. Jean Chatel, einer ihrer Schüler, hatte sich in den königlichen Pallast eingeschlichen, wollte Heinrichen ermorden und verwundete ihn wirklich. Er berief sich auf die Lehre vom Tyrannenmord, welche er von seinen Vorgesetzten gehört hatte. Dies gab Gelegenheit zu ihrer Verbannung; Guignard, ihr Bibliothekar, ward gehängt. Die Protestanten erhielten endlich was sie so lange gewünscht hatten, eine königliche Verordnung, worin ihnen Duldung, Religionsfreiheit und andre Vortheile zugestanden wurden. Clemens zeigte sich, weil die Ligue immer schwächer wurde, nun geneigter, Heinrichen die Absolution zu ertheilen, und ertheilte sie ihm wirklich, doch unter Bedingungen die den Protestanten sehr nachtheilig waren, denn er forderte nichts geringeres

geres als ihre gänzliche Vertilgung. Wiewohl nun diese Bedingungen nicht erfüllt wurden, so flößten sie ihnen doch immer Furcht und Mistrauen ein, besonders da der Papst nie aufhörte deshalb in Heinrichen zu dringen. Daß es ihm Ernst war, konnte man daraus sehen wie er mit den Ketzern in Rom verfuhr, denn er ließ ungefähr um eben diese Zeit zwei derselben verbrennen. In andern Ländern, wo das Inquisitionstribunal errichtet war, dauerten ähnliche Grausamkeiten ununterbrochen fort. In Frankreich selbst, wo man eben daran arbeitete, die Gemüther beider Parteien zu beruhigen und den Frieden wieder herzustellen, machten sich die Katholiken neuer Gewaltthätigkeiten schuldig. In Chataigneray führten die Reformirten immer die Waffen bei sich wenn sie ihren Gottesdienst hielten, aus Furcht vor den Soldaten der Ligue, welche ihnen keine Ruhe ließen. Es erging ein strenger Befehl an sie, die Waffen abzulegen. Sie gehorchten, und nun wurden sie von der Garnison von Rochefort, da sie eben versammelt waren, überfallen und ungefähr zweihundert von ihnen, beiderlei Geschlechts, aufs schrecklichste ermordet. Keiner der den Barbaren in die Hände fiel wurde geschont, sie blie-

ben taub bei den flehentlichsten Bitten — sogar ein Kind das man eben taufen wollte ward ein Opfer ihrer Wut. Der König ward sehr über diese That aufgebracht, einige von den Mördern empfingen ihren Lohn, aber die vollkommne Genugthuung welche die Beleidigten verlangten ward ihnen versagt. Im Gegentheil bekamen sie noch manchen gerechten Anlaß zu Klagen und Beschwerden, die sie laut genug vortrugen. An einigen Orten wollte man die Reformirten durchaus nicht als Mitbürger dulden, sogar den Verstorbenen keine Ruhestädte gönnen. — Endlich erhielten sie durch das berühmte Edict von Nantes vollkommene Sicherheit, freie Ausübung ihrer Religion in vielen Gegenden und Städten des Königreichs, bürgerliche Rechte, Zulassung zu Aemtern und mehr dergleichen ansehnliche Vortheile. Die Häupter der Ligue mußten sich unterwerfen und die Ruhe ward endlich in diesem von der Parteienwut lange genug zerrissenen Reiche wieder hergestellt. Nachdem der große Heinrich fast unzählichen Verschwörungen wider sein Leben entgangen war, fiel er doch noch unter der Hand des verruchten Ravaillacs, der ihn mitten unter seinen Hofleuten erstach.

Unter der Regierung Philipps des Dritten dauerte in Spanien die Wut der Inquisition fort. Sie schonte selbst des Königs nicht und verurtheilte ihn einst, sich eine Ader schlagen und das Blut vom Scharfrichter ins Feuer gießen zu lassen, blos deswegen weil er bei einem Auto da fe geweint hatte. — Die Moriscos, die arbeitsamsten und nützlichsten Einwohner Spaniens, wurden durch ein Edict aus dem Reiche verbannt. Ueber eine Million derselben mußte flüchten. Sie wollten sich in Frankreich niederlassen, aber Ludwig der Dreizehnte verstattete es nicht. Die wenigen die es dennoch thaten lebten unter steten Bedrückungen. Die andern zogen nach Africa und Asien zu ihren ehemaligen Glaubensgenossen, die sie aber als Abtrünnige haßten und verfolgten. So fanden diese Unglücklichen nirgends eine Freistädte.

Kaum hatte Ludwig der Dreizehnte den Thron von Frankreich bestiegen, als neue Unruhen daselbst ausbrachen. Man hatte abermals den Untergang der Calvinisten beschlossen. Der Prinz von Conde und verschiedne andre Große empörten sich — die bürgerlichen Kriege brachen wieder aus. Die römische Clerisei drang

auf

auf die Vollziehung der Schlüsse des tridentinischen Conciliums. Der Marschall von Ancre nebst seiner Gemahlin, welche lange Zeit das Reich nach ihrem Gefallen beherrscht hatten, fielen in Ungnade, er ward getödtet, sie der Zauberei beschuldigt und öffentlich hingerichtet. Die Reformirten, in deren ihnen vom vorigen König bestätigten Rechte man unaufhörliche Eingriffe that, errichteten ein Bündniß unter sich und griffen zu den Waffen. Sie hatten erfahrne Feldherren zu Anführern, und Ludwig, zu schwach sich ihnen zu widersetzen, machte endlich Friede mit ihnen in welchem alle ihre Forderungen bewilligt wurden. Man kränkte abermals ihre Rechte, sie vertheidigten sich wie vorher, und man schloß wieder einen scheinbaren Frieden. Bei den neuen Unruhen die im Reiche entstanden nahm sich England ihrer an, vermochte aber wenig zu ihrem Besten auszurichten. Der Kardinal von Richelieu war erster Minister. Er belagerte Rochelle, die Hauptfestung der Reformirten, und nahm sie nach einer langen und hartnäckigen Belagerung ein. Die Festungswerke wurden geschleift. Dem ungeachtet erhielten die Protestanten die freie Religionsübung, verlohren aber viele ihrer Privilegien.

Holland, diese kaum entstandne und noch sehr schwache Republik, ward schon ein Raub theologischer Zänkereien. Arminius, Professor in Leiden, gerieth in einen heftigen Streit mit den Calvinisten, von deren Lehrsätzen er in einigen Stücken abwich. Er hatte viel Anhänger, sie wurden verfolgt. Die intolerante Synode von Dordrecht, deren Präses, Johann Bogermann, ein eifriger Ketzerverfolger war, verdammte ihre Lehre, und Oldenbarneveld, der würdigste Bürger im Staat, der wärmste Patriot, der eifrigste Vertheidiger der Freiheit seines Vaterlandes gegen die herrschsüchtigen Entwürfe des Prinzen Moriz von Oranien, ward enthauptet weil er die Arminianer beschützte. Der Prinz beförderte unter dem Vorwand der Religion, eigentlich aber aus Staatsursachen, seinen Untergang. Der berühmte Hugo Grotius ward zu einem ewigen Gefängniß verdammt, entkam aber durch die List seiner Gemahlin. Die Arminianer oder Remonstranten — denn ihre Gegner hießen Contraremonstranten, oder auch Gomaristen, von Gomarus, einem andern Professor in Leiden — wurden theils hart bestraft, theils schimpflich vertrieben, und

ihrer

ihrer Aemter entsetzt, konnten aber doch, bei aller Mühe die man sich deshalb gab, nicht gänzlich unterdrückt werden.

Unter Jacob dem Ersten in England stifteten die Katholiken, und hauptsächlich die Jesuiten, die bekannte Pulververschwörung an. Ihre Absicht war, den König, die Großen des Reichs und beide Parlamenter in die Luft zu sprengen. Der Anschlag ward entdeckt und die Anstifter desselben hingerichtet.

In Deutschland reifte der Saame zu neuen Religionskriegen. Der Erzherzog Matthias war zum Kaiser erwählt worden. Die Protestanten wurden an verschiednen Orten bedrückt. Man wollte ihren Beschwerden nicht abhelfen. In Böhmen, wo man ihnen die Ausübung ihrer Religion verstattet hatte, zerstörten die Katholiken ihre Kirchen. Diese Gewaltthätigkeit war die Losung zum Aufruhr. Sie bemächtigten sich des Prager Schlosses, warfen einige königliche Räthe und einen Secretair zum Fenster hinaus, verjagten die Jesuiten, übernahmen die Regierung des Reichs und brachten eine Armee zusammen. Die Holländer und ihre andern Glaubensgenossen in Deutschland, die eine Union errichtet hatten,

leisteten ihnen mächtigen Beistand. Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, wollte, so sehr man ihm zur Güte rieth, sie mit Gewalt zum Gehorsam bringen. Er wurde nach Matthias Tode zum römischen Kaiser erwählt, die Böhmen setzten ihn aber ab und ernannten Friedrichen den Fünften, Churfürsten von der Pfalz, einen eifrigen Calvinisten, zum König. Nun entstand der fürchterliche dreißigjährige Krieg. Friedrich ward geschlagen und verlohr nicht allein Böhmen sondern auch sein Churfürstenthum. Ferdinand bemächtigte sich der Pfalz und verübte daselbst abscheuliche Grausamkeiten. Ueberall wo die kaiserlichen Völker siegten, war das Schicksal der Protestanten traurig. Durch ein Edict das der Kaiser gegen sie ergehen ließ trieb er seinen Despotismus aufs äuserste. Zufolge desselben sollten die Protestanten alle Kirchengüter die sie im Besitz hatten zurückgeben; die deutschen katholischen Fürsten sollten das Recht haben sie aus ihren Staaten zu vertreiben, und wer sich der Ausführung dieses Edicts widersetzen würde sollte mit der Reichsacht belegt werden. Es ward mit der größten Strenge vollzogen, denn wer hätte es wagen dürfen sich zu widersetzen? Zu gleicher Zeit verwü-

steten die Heere des Kaisers und Wallenstein an ihrer Spitze fast ganz Deutschland, welches Ferdinand völlig nach eigner Willkühr beherrschen zu wollen schien. Gustav Adolph, König von Schweden, warf sich endlich zum Retter der deutschen Freiheit und zum Beschützer der Protestanten auf und das Glück seiner Waffen that bald dem Ehrgeize Ferdinands Einhalt. Unter den vielen Grausamkeiten, welche in diesem Kriege begangen wurden, zeichnet sich besonders diejenige aus, deren sich der kaiserliche General Tilli schuldig machte als er Magdeburg eroberte. Er gab die Stadt der Plünderung und ihre Einwohner dem Schwerde seiner Soldaten Preis. Dreißigtausend wehrlose Menschen wurden umgebracht und die Stadt in Asche verwandelt. Diese und ähnliche Barbareien rechneten sich die damaligen Krieger zum Ruhm an. Der berühmte westphälische Friede machte endlich dem Blutvergießen ein Ende. Kraft desselben erhielten die Calvinisten mit den Lutheranern in Deutschland gleiche Vorrechte, und der Religionsfriede ward bestätigt.

In England hatte Karl der Erste fast vom Augenblick seiner Thronbesteigung an bis zu seinem bedauernswürdigen Tode mit seinen unruhigen

higen Unterthanen zu kämpfen. Die Geschichte seiner Regierung ist bekannt. Im Anfang zu streng und zu eifersüchtig auf die Rechte seiner Krone und in der Folge zu nachgebend, bereitete er sich selbst sein Unglück. Der sinnlose Eifer und die Schwärmerei der Puritaner in England und der Presbyterianer in Schottland kannte keine Gränzen. Da die Königin katholisch war, und der König die bischöfliche Gewalt und einige längst abgeschafte Kirchengebräuche wieder herstellen wollte, glaubten sie, man wollte ihnen die römische Religion wieder aufdringen. Wenigstens diente es ihnen zum Vorwand sich zu empören. Die Schotten zeichneten sich besonders durch Verfolgungssucht und gewaltthätige Maasregeln aus. Wilhelm Laud, Erzbischof von Canterbury, der die Puritaner verfolgte und den Schotten die Bischöffe aufdringen wollte, ward bei den deshalb entstandenen Unruhen hingerichtet. Die Independenten, unter welchen sich Olivier Cromwell befand, und die eine völlige Gleichheit und Unabhängigkeit verlangten, waren noch intoleranter als alle die übrigen Secten. In Irrland entstand eine fürchterliche Verschwörung. Dies Reich war fast ganz von Katholiken bewohnt.

Das

Das Joch der Ketzer war ihnen unerträglich, sie wollten es abschütteln, rebellirten, und ermordeten vierzigtausend Protestanten. Dies machte sie um so verhaßter und da sie schändlicher Weise vorgaben, Karl selbst habe sie zu dieser That ermuntert, so sank das königliche Ansehen immer mehr, und endlich so tief, daß dieser Monarch nach einem langen und unglücklichen Bürgerkriege sein Leben auf dem Schaffot enden mußte.

Wie es um Aufklärung und Toleranz, besonders von Seiten der Römischkatholischen, in diesen Zeiten aussah, davon dient unter vielen andern zum Beispiel: Descartes, der nach Holland flüchtete, weil er in Frankreich durch sein neues System der Philosophie die Clerisei gegen sich empörte, aber auch dort keine Ruhe fand, neuen Verfolgungen ausgesetzt war und des Atheismus beschuldigt ward — Galilei, der das copernicanische Weltsystem annahm, neue Beweise für dessen Wahrheit vorbrachte, und deshalb vor dem Inquisitionsgericht in Rom angeklagt wurde, das seine Meinungen für ketzerisch erklärte, ihm auferlegte sie zu verfluchen und zu widerrufen, öffentlich zu bekennen und zu beschwören, daß die Sonne um die Erde und nicht die Erde

um die Sonne sich drehe, und ihn alsdann ins Gefängniß warf — Urban Grandier, der in Frankreich angeklagt ward daß er Nonnen behext hätte und als ein Zauberer lebendig verbrannt wurde — Julius Cäsar Vanini, der, des Atheismus angeklagt, zu Toulouse deshalb in den Flammen sterben mußte — Casimir Leszynski, der aus ähnlichen Ursachen in Warschau hingerichtet wurde — Isaac la Peyrere, der die Lehre von den Präadamiten behauptete, zu Brüssel ins Gefängniß kam, die reformirte Religion abschwören und seine Meinungen widerrufen mußte. —

Die Jesuiten fingen einen heftigen Streit mit den Jansenisten an. Er betraf einige theologische Spitzfindigkeiten. Beide Theile hatten ihre Anhänger. Die Inquisition in Rom verbot das Lesen des Buchs: Augustinus betitelt, welches der Bischof zu Ypern, Jansen, herausgegeben hatte und das zu diesem Streit Anlaß gab. Die Jesuiten wollten mit offenbarer Gewalt ihre Meinungen behaupten und verketzerten ihre Gegner, allein diese vertheidigten sich mit vieler Klugheit. Die Päpste Innocenz der Zehnte und Alexander der Siebente ver-

verdammten endlich fünf Sätze der Jansenisten, und der letzte schickte eine Eidesformel nach Frankreich worin diese Sätze enthalten waren und welche jeder der ein kirchliches Amt haben wollte unterschreiben mußte. So sehr sich Männer von Verstand dieser päpstlichen Tyrannei entgegensetzten, so wurde sie doch ausgeübt, und wer sich den Eid abzulegen weigerte, von den Jesuiten, die am Hofe viel galten, verfolgt. Clemens der Neunte bewilligte einige Einschränkung des Eides, aber diese ihnen verstattete Gunst ward durch ein Edict bald wieder aufgehoben und die Jansenisten von neuem verfolgt. Viele von ihnen flüchteten deshalb aus dem Reiche. Die Geistlichen und die Nonnen des Cistercienserordens zu Portroyal wollten ebenfalls den Eid nicht unterschreiben. Ihr Kloster ward daher niedergerissen, und sie selbst nach Paris gebracht. Die Jansenisten zeichneten sich besonders durch eine abergläubische Strenge und durch tödlichen Haß gegen die Protestanten aus. Die Constitutio Unigenitus Clemens des Eilften war ebenfalls gegen die Jansenisten gerichtet und die Jesuiten erhielten sie, ungeachtet des Widerspruchs vieler angesehenen Geistlichen in Frankreich, besonders

des

des Kardinals von Noailles, der deswegen der Gegenstand ihres Hasses wurde, mit Gewalt in Ansehen. Die Unruhen wegen der Gültigkeit dieser Bulle dauerten lange Zeit. — Der Orden der Jesuiten ward überaus mächtig; die Glieder desselben lebten an den Höfen, stifteten Cabalen an oder mischten sich in dieselben und lenkten dadurch alles nach ihrem Sinne. Sie verfolgten den Patriarchen zu Constantinopel, Cyrillus Lucaris, weil er sich der Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche widersetzte. Er ward auf ihr Anstiften erdrosselt. Cyrillus Berrhoensis, der ihn hatte stürzen helfen, ward sein Nachfolger, allein da auch er die Erwartungen der Jesuiten nicht erfüllte, hatte er mit seinem Vorfahrer genau einerlei Schicksal. Das Vereinigungswerk kam nie zu Stande. — Michael Molinos, ein spanischer Priester, hatte ebenfalls den Haß dieses Ordens durch Vortragung einiger neuer Lehrmeinungen sich zugezogen. Er mußte widerrufen und ward zu ewigem Gefängniß verdammt. — Die Missionarien der Jesuiten in den andern Welttheilen waren eifrig in ihrem Bekehrungsgeschäft, aber die Verfolgungssucht begleitete jeden ihrer Schritte. So ging es in Abissi-

sinken bei den Heiden, in Malabar bei den Nestorianern, welche sie zwingen wollten den römischkatholischen Glauben anzunehmen. — In China ließ der Kaiser Yong-tsching, sobald er zur Regierung gelangt war, die Kirchen abbrechen, jagte die Missionarien fort und vernichtete die zu ihrem Besten gegebnen Gesetze. — In Japan waren lange vorher Versuche zu Ausbreitung des Christenthums gemacht worden. Die Bonzen waren natürlicher Weise darüber aufgebracht und athmeten nichts als Rache. Der Kaiser setzte die Todesstrafe auf die Ausübung der christlichen Religion. Unzählige Bekenner derselben wurden in verschiedenen Zeiträumen hingerichtet. Dies mäßigte den Eifer der Missionarien nicht. Eine Empörung der Christen gab Anlaß mit größter Strenge gegen sie zu verfahren. Allen Fremden wurde der Eintritt in das Reich und den Einwohnern die Auswanderung aus demselben untersagt. Die Christen wurden in Gefängnisse geworfen und auf die Köpfe ihrer Priester Preise gesetzt. Das Christenthum ward völlig ausgerottet. Dies waren ebenfalls Folgen der Ränke und der Herrschbegierde der Jesuiten. — Auch die Muhammedaner bedrückten und verfolg-

ten bisweilen die unter ihnen lebenden Christen. Dies Schicksal erfuhren besonders die Armenier in Persien, welche theils auswanderten, theils zur musulmännischen Religion übergingen. —

Unter Karln dem Ersten entstand in England die Secte der Quäker. Bei aller äusserlichen Heiligkeit und Stille, durch die sie sich auszeichneten, störten sie doch bisweilen die öffentliche Ruhe. Sie wurden daher von Cromwell verfolgt und gänzlich zu unterdrücken gesucht. Dies vermochte er aber nicht. Auch in vielen andern Ländern, wo sie sich niederzulassen gedachten, wollte man sie nicht dulden, sie erhielten aber endlich von Karln dem Zweiten einen eignen Strich Landes in Amerika. Unter eben dieser Regierung traf die Reihe verfolgt zu werden die Presbyterianer, welche von je her am meisten sich durch Intoleranz ausgezeichnet hatten. Der Haß gegen die Katholiken dauerte immer fort. Der Test ward eingeführt, das ist, der Eid durch welchen die römischkatholische Lehre von der Transsubstantiation verworfen wird, und welchen jeder schwören mußte der ein öffentliches Amt verwalten wollte.

Der vielen abschreckenden Beispiele ungeachtet hörten die Monarchen auch in den neuern Zeiten nicht auf, durch einen gehäßigen Religionszwang ihre Unterthanen zu belästigen und sie gegen sich einzunehmen. Er diente zu nichts als die Gemüther zu erbittern und sie desto beharrlicher in ihren Meinungen zu machen. — Kaiser Leopold verfolgte die Protestanten in Ungarn unaufhörlich wegen der Religion, und beraubte sie ihrer Privilegien. Dies gab Gelegenheit zu verschiednen Empörungen. —

Ludwig der Vierzehnte fing wieder an die Calvinisten in Frankreich zu verfolgen und suchte sie ganz auszurotten. Dies war der eifrigste Wunsch der römischen Clerisei und der Jesuiten. Man sendete Missionarien zu ihrer Bekehrung aus und glaubte am Ende das durch Zwang zu erreichen, was man durch Ueberredung nicht zu erhalten vermochte. Ein Theil ihrer Freiheiten ward ihnen genommen. Darüber aufgebracht verließen viele das Königreich. Das Volk murrte. Nun erlaubte man sich die größten Gewaltthätigkeiten. Choniel und Chamier, zwei reformirte Prediger, wurden gerädert. Der Kanzler Tellier und der Marquis von Lou-

vois schickten auf Ordre des Königs Truppen in die Gegenden und Oerter wo die Reformirten beisammen lebten. Ludwig befahl ausdrücklich, derjenigen nicht zu schonen die sich weigerten den katholischen Glauben anzunehmen. Unbeschreibliche Grausamkeiten waren die unmittelbaren Folgen dieses Befehls. Das war die berüchtigte Dragonade. Wer hätte den triftigen Beweisgründen widerstehen können welche hier die Verfechter des katholischen Glaubens für die Wahrheit und Göttlichkeit desselben führten, und mit welchen sie ihre Gegner im eigentlichsten Verstande des Worts zu Boden schlugen? Die wehrlosen Schlachtopfer seufzten unter den mörderischen Klauen bewafneter Unholde, die sich für ihre Bekehrer ausgaben, und die, ohne selbst den geringsten Begrif von Dingen zu haben die außer ihrer sehr beschränkten Sphäre lagen, ihnen den geraden Weg zum Himmel zeigen wollten. Bei allem Abscheu, welchen ein so tyrannisches Verfahren einflößt, kann man sich nicht enthalten mitleidig zu lächeln über diese höchst unklugen Maasregeln und über die kläglichen Spuren des Verstandes eines Königs, dessen Politik Europa zittern machte und den seine Nation für weise pries. Endlich hob

er

er gar das Edict von Nantes auf, und eine Menge neuer schrecklicher Verordnungen trat an dessen Stelle. Die Gewissensfreiheit ward unterdrückt, die Kirchen der Reformirten wurden zerstört, ihre Kinder ihnen genommen um sie in der katholischen Religion zu erziehen, ihre Prediger verwiesen und ihnen selbst die Auswanderung verboten. Doch aller ihnen angedrohten Strafen ungeachtet verließen über eine halbe Million derselben, die treusten, besten und arbeitsamsten Unterthanen des Königs, ihr Vaterland, und suchten anderwärts den Schutz den man ihnen daselbst versagte. Durch ihre Industrie wurden benachbarte Länder blühend und Frankreich blutet noch unter den Wunden die diese verkehrte Politik ihm schlug. Die Zurückgebliebenen hatten traurige Schicksale zu erdulden und wurden allen Anfällen ihrer unmenschlichen Verfolger Preis gegeben. — In den cevennischen Gebirgen, wohin viele dieser Unglücklichen geflohen waren, entstand ein Aufruhr. Die Bewohner derselben, verbunden mit den vertriebnen Reformirten, verlangten mit den Waffen in der Hand Gewissensfreiheit. Viele wurden hingerichtet, dies feuerte aber den

Muth der andern noch mehr an. Sie waren so fürchterlich daß man Armeen gegen sie ausschicken mußte. Die drei Marschälle Montrevel, Villars und Berwick erhielten einer nach dem andern den Auftrag, sie zum Gehorsam zu bringen. Der letzte rottete sie fast gänzlich aus. — Solche mit dem Blute seiner Unterthanen bespritzte Trophäen sammelte Ludwigs ungestümer Religionseifer.

Victor Amadeus, Herzog von Savoyen, folgte seinem Beispiel, so wenig es auch Nachahmung verdiente. Den Protestanten ward bei Todesstrafe die Ausübung ihrer Religion verboten. Die armen, von je her verfolgten Waldenser waren wieder die Opfer dieser fanatischen Wut. Ueber dreitausend wurden umgebracht, zehntausend gefangen genommen, die andern flüchteten. Kaum hatten sie sich ein wenig erholt, als die Eiferer wieder mit verdoppelter Wut auf sie losstürmten.

Unter Karln dem Zweiten wurden die Schottländer und besonders die Presbyterianer von dem Herzog von Lauderdale auf das schrecklichste bedrückt und verfolgt. Alles athmete Auf-

ruhr und Empörung. Ein gewisser Oates entdeckte eine Verschwörung, welche der Papst und die Jesuiten sollten angesponnen haben, und die nichts geringeres zur Absicht hatte als die Unterjochung des Reichs, die Vertilgung der Protestanten und die Ermordung des Königs. Er beschuldigte sie unter andern der Anstiftung der großen Feuersbrunst in London im Jahr 1666. Dies verursachte die größten Bewegungen im Königreiche und besonders in der Hauptstadt, wo man die Straßen sperrte. Das Parlament nahm sich der Sache mit vielem Eifer an. Es ward wieder ein Eid eingeführt in welchem die Katholiken für Götzendiener erklärt wurden. Der Herzog von York wurde von der Thronfolge ausgeschlossen, weil er ein Bekenner dieser Religion war. Colemann, Secretair der Herzogin, gegen den man starke Beweise fand daß er in die Verschwörung verwickelt sei, der Graf von Strafford, einige Jesuiten und verschiedne andre wurden hingerichtet. In Schottland ermordeten die Presbyterianer den Erzbischof von St. Andrews und empörten sich; sie wurden aber bald aus einander getrieben. Ein grausames inquisitions-

mäßiges Verfahren ward daselbst eingeführt. Den Schotten und Irrländern wurden wieder Bischöffe aufgedrungen und alle, die sich nicht nach den königlichen Verordnungen fügen wollten, bestraft.

Jacob der Zweite bestieg den Thron, ungeachtet man ihm unter der vorigen Regierung die Hofnung zu demselben zu gelangen hatte rauben wollen. Als ein eifriger Katholik begünstigte er diese Religion und suchte die königliche Gewalt immer weiter auszudehnen. Die Jesuiten waren seine Rathgeber. Er errichtete ein willkührliches Tribunal, welches den Bischof von London absetzte und sechs andre Bischöffe ins Gefängniß warf, weil sie sich den zum Besten der Katholiken gegebenen Verordnungen widersetzten. Er kränkte die Privilegien der englischen Kirche und suchte den Protestanten in geheim zu schaden. Ein päpstlicher Nuncius, den er angenommen hatte, übte eine höchst widerrechtliche Gewalt in dem Königreiche aus. Nach mannichfaltigen Bedrückungen und Eingriffen in die Religionsverfassung erwachte endlich die Nation. Wilhelm, Prinz von Oranien, Jacobs Schwiegersohn, nützte die

Stimmung der Gemüther. Es entstand eine Revolution zu seinem Besten. Er landete mit einer Flotte in England und nahm, nachdem Jacob die Flucht ergriffen hatte, Besitz von dem Thron. Noch unter seiner und den folgenden Regierungen hörten die Vertheidiger des Episcopats und die Presbyterianer, die Whigs und die Torys, nicht auf einander zu verfolgen und heimlich zu bekriegen.

In Deutschland nahmen die theologischen Streitigkeiten kein Ende. Die sächsischen Gottesgelehrten zeichneten sich besonders durch ihre Heftigkeit aus. Alle Vereinigungsversuche zwischen den Lutheranern und Calvinisten waren vergeblich. Der gegenseitige Haß dauerte fort. Die Spaltungen unter den letztern verursachten unaufhörliche Unruhen. Alexander Roell, Balthasar Becker, beides Theologen in Holland, und viel andre, verlohren bei diesen Gelegenheiten ihre Aemter und wurden verketzert. — In der lutherischen Kirche erregte die Secte der Pietisten viel Gährungen, weshalb man strenge Verordnungen gegen sie ergehen ließ. — In der Pfalz wurden besonders die Reformirten hart

be-

bedrückt, seitdem die Fürsten dieses Landes sich zur katholischen Religion bekannten. Diese war überhaupt am meisten von dem Gifte der Intoleranz angesteckt, und ließ bei jeder Gelegenheit ihren Hauptendzweck blicken, die andern Religionspartеien zu beunruhigen und ihre Gerechtsame zu schmälern.

In **Rußland** wurde vor den Zeiten **Peters des Großen** die Secte der **Roskolniki**, die sich von der russisch-griechischen Kirche einiger Gebräuche wegen trennte, sehr verfolgt. Man wollte sie zwingen ihren Meinungen zu entsagen, aber sie thaten es nicht, und brachten einander selbst um, wenn man sie aufs äuserste trieb. Um den Grausamkeiten ihrer Feinde zu entgehen flüchteten einige hundert tausend zu den Tartarn. Peter hemmte die Verfolgung, aber er legte ihnen einen Tribut auf und schloß sie von allen Aemtern und Ehrenstellen aus, um ihre Anhänger zu schwächen. Allein sie erhielten sich dem ungeachtet noch in großer Anzahl. Nach Peters Tode wurden sie wieder weit härter bedrückt. — **Quirinus Kühlmann**, ein ausschweifender Schwärmer und Anhänger **Jacob Böhmens**, ward un-

unter Peters Regierung in Moscau verbrannt.

Die Ketzerei war in Portugall und Spanien noch immer so verhaßt wie in den finstersten Zeiten. Das fürchterliche Tribunal der Inquisition das in beiden Königreichen errichtet war, zeigte seine schreckliche Macht durch Gewaltthätigkeiten und Menschenopfer. Unter Philipp dem Fünften, einem sehr andächtigen Fürsten, wurden wieder zwei Auto da Fe in Madrid gehalten und siebzehn Unglückliche mußten in den Flammen sterben.

Im Jahr 1724. entstand ein schrecklicher Tumult in Thorn, der einen unsinnigen Religionseifer zum Grund hatte. Einige Schüler der Jesuiten fingen einen Streit mit Lutheranern an, er verbreitete sich weiter, beide Theile begingen Ausschweifungen, aber die letzten mußten dafür büßen. Durch ein widerrechtliches und höchst gewaltsames Verfahren wurde der Präsident Rösner enthauptet. Viel andre Bürger hatten ein gleiches und manche ein noch härteres Schicksal. Sie wurden geviertheilt und ihre Leichname verbrannt.

Die Stadt verlohr viele ihrer Privilegien und die Religionsfreiheit ward beschränkt.

In Polen hatten die Dissidenten harte Bedrückungen zu erdulden. Die freie Religionsübung ward ihnen genommen, sie wurden für Ketzer erklärt, von allen Würden ausgeschlossen und des Antheils beraubt, den sie vorher an der Regierung der Republik gehabt hatten. Im Jahr 1767. erhielten sie aber einen großen Theil ihrer verlohrnen Rechte wieder.

Der Erzbischof von Salzburg, Leopold Anton Eleutherius, vertrieb im Jahr 1731. seine protestantischen Unterthanen, die seinem frommen Herzen ein Gräuel waren. Er wollte lieber Wüsteneien beherrschen, als ein Land das durch ketzerische Hände gebaut und blühend gemacht wurde.

Die neuesten Vorfälle dieser Art, das Schicksal des großen Olavides in Spanien; die Wiedereinführung des Ketzergerichts daselbst, nachdem man es bereits abgeschaft hatte; die Versuche einiger bekannten Zeloten, in einem deutschen Fürstenthum, in welchem ihnen noch die Erlaubniß

gegeben wird die wohlthätige Dunkelheit zu unterhalten, und die Macht ertheilt die Hellsehenden zu blenden, eine väterlichstrenge Inquisition zu errichten; die Verfolgung Zaupsers, und andre ähnliche Ausbrüche einer fanatischen Wut und eines sinnlosen Religionseifers sind traurige Beweise, daß die menschliche Vernunft noch immer nicht mächtig genug ist den Schleier der Vorurtheile zu zerreissen. Sollte sie es nie werden können? —

Unglaublich groß muß die Gewalt des Fanatismus über den Geist des Menschen seyn, da sie sein Herz vergiftet und ihn dahin bringt sich gegen die Natur selbst aufzulehnen, deren erstes Gesetz Duldung ist. Bedarf es eines Beweises daß sie die Seele der Schöpfung ist? Daß sie es ist die Wesen an Wesen kettet, eins dem andern unterordnet, und, abgerechnet die nothwendigen bürgerlichen Verhältnisse und die nicht so nothwendigen Conventionen, jedem gleiche Vortheile und gleiche Hofnungen gewährt? — In der unübersehbaren Reihe der Dinge ist keine Lücke — der Religionshaß will, daß eine seyn soll — Der

Allmächtige schuf alles und duldet alles — der intolerante Priester meistert an seinem Werk und meint, es sei besser diejenigen auszurotten die ihm nicht gefallen. — Würde nicht die Welt eine freudenleere Wüste seyn wenn alle Menschen einerlei Meinungen hegten? Wenn ihrer Vernunft ein eigenmächtig errichtetes Ziel gesetzt wäre, das, bei aller Fähigkeit dasselbe überschreiten zu können, die Gränzlinie aller Kenntnisse und Wissenschaften seyn müßte? Wie sehr entehrt man sich selbst, wenn man verzweifelt dahin gelangen zu können wohin uns das Gefühl innrer Kraft ruft — das zu erreichen wozu uns Talente berechtigen! — Aber die Kirche verbietet das Eindringen in ihr Heiligthum! Die Kirche verbot von je her vieles was außer ihren Kreisen lag. Und ein von Menschenhänden errichtetes Heiligthum darf ja wohl von Menschenaugen betrachtet werden. Was die Religion würklich Ehrwürdiges hat, ist über alle Spötterei erhaben. — Die Art wie das höchste Wesen verehrt werden muß, ist in unsre Herzen geschrieben — daß wir dieser Vorschrift nicht immer folgen, ist kein Beweis daß sie an und für sich

nicht gut oder mangelhaft sei. Die Art wie es verehrt werden soll — das ist die Angelegenheit der Kirchenlehrer, der Priester und Theologen — das ist die Geschichte aller Religionen und Secten; aller theologischen Streitigkeiten und Verketzerungen. Sie weichen, weniger oder mehr, alle von einander ab, aber sie treffen in einem Punkt alle wieder zusammen — in der Verfolgungssucht. Es ist sonderbar — Gerade das was sie verhaßt machen und herabwürdigen muß, scheint eine nothwendige Bedingung ihrer Existenz zu seyn. Das Gift hat sich über alle verbreitet. Intoleranz, Herrschsucht und Stolz traten an die Stelle der Eintracht und Liebe. Diese werden verkündigt — jene ausgeübt. So ist es, und so wird es immer seyn, so lange noch eine Spur von Hierarchie und von geistlichem Despotismus in irgend einem Winkel der Erde anzutreffen seyn wird. Aber welche Macht wird stark genug seyn ein Joch abzuschütteln, welches das Alterthum geheiligt hat und das dem großen Haufen, so sehr es ihn drückt, höchst ehrwürdig dünkt? Nie wird es geschehen, so lange Priester

ster nur Priester seyn dürfen — so lange sie da Zutritt haben, da mitwürken dürfen, wo sie auf immer von aller Theilnehmung ausgeschlossen seyn sollten. Doch wohl ihnen! Wohl allen die sich so gern unter ihrem Scepter beugen! Diese Aeusserung gehört in das Gebiet der frommen Wünsche.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Phil.
Büchel

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Büschel, Johann Gabriel Bernhard

Bruchstücke aus dem Gebiete der Philosophie, der Moral und der Politik

Bd.: Erstes Bändchen

Leipzig 1789

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 518
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11272805-5
VD18 15531198